

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der Höllenbote

John Sinclair Taschenbuch Nr. 18

von Jason Dark

erschienen am 14.09.1982

Bastei Verlag

Der Höllenbote

Auf einer Gemäldeausstellung war ich der einzige Besucher, und die Ausstellung bestand nur aus einem einzigen Bild. Es zeigt den Höllenboten! Ein skelettiertes Wesen, eingehüllt in einen langen schwarzen Mantel, der in gewaltige Schwingen überging. Der Höllenbote stürzte sich auf ein goldenes Schwert. Ich kannte die Waffe, sie gehörte Kara, der Schönen aus dem Totenreich. Wie war das goldene Schwert in die Hand des Höllenboten gelangt? Bevor ich eine Antwort finden konnten, wurde das Wesen lebendig, und sein Amoklauf begann...

Der Innenhof des alten Klosters hatte sich in eine Hölle aus Blut, Gewalt und Tod verwandelt. Der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen tobte mit erbarmungsloser Härte.

Auf der einen Seite standen John Sinclair, der Geisterjäger, und Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Sie hatten Unterstützung von Suko bekommen und von den Mönchen, die natürlich zu ihnen hielten. Die Gegner waren die Horror-Reiter.

Vier schreckliche Todesboten, die alles daransetzen wollten, um John Sinclair zu vernichten. Sie hatten es fast geschafft, als Kara eingriff und das geheimnisvolle Schwert mit der goldenen Klinge wie eine Künstlerin führte.

Sie griff in den Kampf ein wie ein Racheengel, und die Horror-Reiter wurden der Reihe nach vernichtet.[\[1\]](#)

Bis auf einen!

Er war derjenige, der dem Erzdämon Eurynome zur Seite stand und ihn schützen sollte. Er sah mit an, wie Sinclair und Kara aufräumten, wobei sie die anderen drei mit ihren Schwertern atomisierten, so daß diese als tödlicher Staub eingingen in die Unendlichkeit zwischen Raum und Zeit. Nun wußte der vierte, daß er allein keine Chance hatte. Er floh!

Und er hatte sich einen günstigen Zeitpunkt ausgesucht, denn John Sinclair versuchte, Alvarez zu stellen, den dämonischen Mönch und Anführer.

Der Horror-Reiter nutzte die Chance der Unachtsamkeit und jagte sein schwarzes Pferd über die hohe Mauer des Klosters hinweg, hinein in einen dunkelgrauen wolkenverhangenen Himmel, als Verlierer einer Schlacht, die eigentlich hätte zu seinen Gunsten ausgehen sollen. Er verschwand von der Bildfläche, und niemand nahm davon Notiz. Weder Kara noch John Sinclair bemerkte es, auch nicht Suko. Jeder von ihnen rechnete damit, daß alle vier Horror-Reiter vernichtet waren. Das stimmte nicht.

Der vierte suchte nach seiner Flucht Schutz. Und er wandte sich an die, die ihm auch ein unheimliches Leben eingehaucht hatten. An die vier Erzdämonen.

Astaroth, Eurynome, Bael, Amducias - so hießen sie. Ein Quartett des Grauens, mächtige Dämonen und mit der gleichen Kraft ausgestattet wie auch der Teufel. Sie nahmen in der vielschichten Höllenhierarchie eine Sonderstellung ein, und sie wollten ebenso die Vernichtung des Guten wie auch die anderen Dämonen, waren sie nun stärker oder schwächer als sie.

Der vierte Horror-Reiter wurde von ihnen aufgenommen und nicht verstoßen. Er durfte miterleben, wie Asmodina sich freute, daß es auch den vier Mächtigen nicht gelungen war, John Sinclair zu vernichten. Aber sie gaben nicht auf, und sie versprachen dem letzten Reiter, ihn bei seiner Rache zu unterstützen.

Er war natürlich unruhig, die vier Erzdämonen konnten ihn nur mühsam bändigen, und sie vertrauten darauf, daß allein die Zeit für sie arbeitete. Sie behielten recht.

Der große Kampf zwischen Gut und Böse tobte weiter. John Sinclair gab sich nicht geschlagen. Immer wieder trat er gegen die Kräfte der Hölle an.

Auch gegen Asmodina, die sich inzwischen die Mordliga geschaffen hatte, damit allerdings nicht glücklich war, denn Dr. Tod und seine grausamen Helfer waren selbst von einem ungeheuren Machthunger besessen. Sie ließen sich in ihre Aktionen nicht hineinreden, besonders nicht von Asmodina.

Alles lief auf einen großen Kampf zwischen den beiden hinaus. Und dieser Kampf wurde ausgetragen. Im Zentrum des Schreckens, wo auch John Sinclair weilte.

Er war der lachende Dritte, konnte seinen Bumerang zurückerobern, während Asmodina ihr teuflisches Dasein für alle Zeiten verlor und auch Dr. Tod mit Blessuren aus der Auseinandersetzung hervorging,

denn er hatte nicht nur zuvor Tokata verloren, sondern auch Marvin Mondo, ein weiteres wichtiges Mitglied seiner Mordliga.

Auf der Strecke blieb auch Maddox, der Dämonenrichter, so daß der dritte im Bunde, der Spuk, ebenfalls eine Blessur erlitt. Es war zu einem gewaltigen Aufräumen gekommen, zu einer Neuverteilung der Rollen, und die vier Erzdämonen schauten nicht ungern zu, wie sich ihre schwarzmagischen Brüder gegenseitig die Existenz nahmen. Ihr Plan ging in Erfüllung. Die Zeit konnte nur für sie arbeiten. Und auch der letzte Horror-Reiter hatte sich eines Besseren belehren lassen müssen, deshalb drängte er nicht mehr, damit seine Rache erfüllt werden konnte.

Das kam von allein.

Eurynome erschien bei ihm in einer Gestalt, wie der Horror-Reiter den Dämon kannte. Der Ziegenkopf wirkte grau und unansehnlich. Von der Schnauze troff Geifer, die Augen waren blaue Kristalle im Grau der alten Haut.

Er tauchte aus der Schwärze auf, und sein unter dem Kopf beginnender, schwellender Frauenkörper schimmerte bleich und kalt wie steifes Fett. Er besaß tatsächlich die Formen einer Frau. Zusammen mit dem häßlichen Ziegenschädel bot er einen schrecklichen Anblick.

»Die Zeit der Rache ist endlich gekommen«, begann er und schaute den letzten Reiter an.

Eingehüllt in einer grünlich schimmernden Wolke aus Schwefel hockte er im Sattel seines dämonischen Pferdes. Die Rüstung war schwarz, von seinem knöchernen Gesicht war kaum etwas zu sehen, da es im Schatten lag. In der Hand hielt der Reiter eine Lanze, die für John Sinclair gedacht war und ihn hätte durchbohren sollen.

»Kann ich ihn töten?« klang die dumpfe Stimme des Reiters auf.

»Ja und nicht nur ihn. Auch die Schöne aus dem Totenreich.«

»Aber sie hat das Schwert.« So wie der Reiter von dieser Waffe

sprach, mußte er sich fürchten.

»Das wissen wir. AEBA ist zwar geschlagen worden, aber nicht tot. Und das wird auch Kara merken. Du allein wirst dir das Schwert holen und deinen Rachefeldzug beginnen. Ich habe mich mit meinen Brüdern zusammengesetzt und den raffinierten Plan geschmiedet. Niemand wird darauf kommen, daß du dahintersteckst. Denn du bist unser Höllenbote. Aber damit die Menschen auf dich hereinfallen und vor allen Dingen unsere Feinde, müssen wir dich verändern. Niemand soll wissen, wer sich hinter der Maske des Todesboten verbirgt. Niemand...« Eurynome lachte geifernd und schaute auf das knallrote E, das die Brust des Horror-Reiters zierte. »Keiner wird es erfahren.«

»Was soll ich tun?«

»Das werde ich dir alles sagen. Gib genau acht...«

Als noch niemand daran dachte, die chinesische Mauer zu bauen, da lebte in einem wilden, von Menschen fast unerforschten kahlen Gebiet ein Eremit.

Versteckt in einer rauhen unwirtschaftlichen Landschaft ging er einem Leben nach, das nur darauf konzentriert war, die Kräfte des Jenseits zu erforschen.

Der Mönch hieß Sua Ku und war ein sehr weiser Mann. Er wußte, daß es Dinge gab, an denen man nie rütteln sollte, daß die Dämonen überall auf der Welt ihre Spuren hinterlassen hatten und daß man ein waches Auge besitzen mußte, um die Spuren zu finden. Er besaß so ein Auge.

Es war in einer sturmgepeitschten Nacht, als er über einen schmalen Gebirgspfad schritt, um zu seiner Höhle zu kommen. Trotz der Dunkelheit leuchtete der Himmel schwefelgelb. In der Ferne vereinigten sich die Blitze zu gewaltigen silbernen Netzen, die aussahen, als wollten sie die gesamte Welt umspannen.

Ein mächtiges Gewitter tobte, und die Kräfte der Natur verschafften sich freie Bahn.

Sua Ku wußte genau, daß es lebensgefährlich sein konnte, wenn er in diese Hölle hineingeriet. Bis zu seiner Höhle war es zu weit, deshalb hielt er nach einer Stelle und einem Ort Ausschau, wo er sich so lange verbergen konnte, bis das Gewitter vorüber war.

Trotz der Dunkelheit wußte er, wo er sich befand. Und er wußte ferner, daß er höher in die Berge mußte, denn dort gab es Höhlen und versteckte Schluchten, die nur er kannte und die ihn aufnehmen würden. Sua Ku war alt. Die Monde, die er gesehen hatte, konnte er nicht mehr zählen, aber er fühlte sich nicht alt. Wenn irgendwann seine Seele in die große Unendlichkeit des Nirwana eingehen sollte, bekam er früh genug Bescheid. Noch wollte der Tod ihn nicht, und er würde ihm auch so trotzen wie dem Gewitter, das näher und näher kam. Der Sturm nahm zu.

Er heulte, tobte und piffte durch die Schluchten und Täler. Er fing sich an den Berggipfeln und spielte mit den gewaltigen grauen Wolken wie die Kinder in den Dörfern mit ihren Bällen aus Stoff. Es hatte lange nicht mehr geregnet. Von der hinter den Bergen liegenden Wüste waren Sand und Staub bis hoch gegen die Gipfel geweht worden, hatten sich dort abgesetzt, und erst ein neuer Sturm wühlte alles wieder auf.

Wie riesige Tücher lag der Staub in der Luft. Manchmal wurde er so dicht, daß der einsame Wanderer die Blitze nicht einmal mehr ahnen konnte und das Heulen des Orkans sogar den dumpfen Donner in der Ferne verschluckte.

Der Sand prasselte gegen seinen Körper und das sackähnliche Gewand, das er trug. Er hieb wie 1000 winzige Pfeile gegen die an Leder erinnernde und von Wind und Wetter gezeichnete Gesichtshaut des Mannes, der sich jedoch nicht beirren ließ und mit geschlossenen Augen seinem Ziel entgegenkletterte.

Seine Hände waren wie die Greifklauen eines Adlers. Zielsicher fanden sie in den zahlreichen Rissen und Spalten des Gesteins ihren Halt, das auch dann nicht brach, als der Mönch seinen zähen Körper weiter in die Höhe zog.

Wenn der Wind drehte und seine Sicht wieder klarer wurde, dann schaute sich Sua Ku um. Das Tal war längst nicht mehr zu erkennen. Auch seine Höhle nicht, deren Eingang er durch Steine vor den wilden Tieren geschützt hatte, aber er sah über sich die schroffen, manchmal drohend wirkenden Kanten der Berge, wo Wolken, aus Wasserdampf oder Sand bestehend, ihren rasenden Tanz aufführten. Die Natur wollte beweisen, wie mächtig sie war. Wieder einmal mußte sich der Mönch eingestehen, daß er nicht mehr als ein Staubkorn in der Wüste des Lebens war und es ihm wohl nicht gelingen würde, die Natur mit all ihren Kräften zu begreifen. Er war auch nicht sicher, ob Menschen das jemals schafften.

Er brauchte nur an die Weisen zu denken, die in den Städten saßen oder am Hofe des Kaisers. Sie hielten sich für so schlau, hatten auch schon viel erreicht, doch das Leben selbst war unbegreiflich. Das schaffte niemand.

Wieder fuhr eine Windbö heran. Sie war schnell und gefährlich. In ihrem Innern quirlte es, und sie hatte den Sand zu langen, um sich selbst kreisenden Fontänen gedreht, die wie ein Monstrum mit gierigen Händen über Sua Ku herfielen, so daß er sich noch härter an den Fels klammern mußte.

Er biß seine Zähne zusammen. Der Sturm packte sein Gewand, er schleuderte es hin und her, riß und zerrte an ihm, als hätte er etwas dagegen, daß der Mensch weiterging.

Der Mönch blieb Sieger. Er überstand die Windhose und preßte sich noch enger an die braungelben Steine, als er weiter in die Höhe kletterte. Zeit spielte für ihn keine Rolle. Er wußte nicht, wie lange er gebraucht hatte, um den schmalen Pfad zu erreichen, der sich

zwischen den Felsen wand und zumeist von den hier lebenden Tieren benutzt wurde. Wahrscheinlich hatte noch nie ein Mensch diesen Pfad betreten. Sua Ku war der erste.

Geduckt ging er. Die Enden der Kordel, die ansonsten sein Gewand in der Mitte zusammenhielten, schlugen wie die Tentakel eines Kraken, als sie vom Wind erfaßt wurden. Der Mönch duckte sich. Er wollte dem Orkan so wenig Widerstand bieten wie möglich. Den linken Arm hielt er ausgestreckt. Er führte die Hand an der neben ihm hochsteigenden Felswand entlang, die dann zurückwich, so daß der Pfad doppelt so breit wurde.

Sua Ku blieb stehen. Vor ihm endete der Weg. Allerdings versperrte kein Berg oder eine Wand seinen weiteren Weg, der Pfad führte in die Öffnung einer Höhle.

Sie war sehr hoch, der Mönch konnte aufrecht hineingehen, ohne mit dem Kopf anzustoßen. Für eine Weile blieb er stehen, und ein feines Lächeln erschien auf seinen Lippen. Es gab sie also doch, die Höhlen, von denen die Inschriften in den Felswänden der Täler berichteten. Längst ausgestorbene Rassen oder die Urahnen der Menschen mußten sie schon entdeckt haben und hatten diese ihre Entdeckung auf ihre primitive Art und Weise der Nachwelt überlassen.

Sua Ku hatte die Schriften nie richtig deuten können. Er rechnete allerdings damit, daß seine Vorfahren ihre Nachwelt vor irgend etwas gewarnt hatten, deshalb zögerte er, die Höhle einfach so zu betreten. Ein gewaltiger Donnerschlag ließ ihn zusammenzucken, und der fahle Blitz glühte wie ein Fanal vor seinen Augen auf, wobei er die unmittelbare Umgebung in eine gespenstische Helligkeit tauchte, so daß die Gipfel der Berge für die Länge eines hastigen Atemzugs Schatten warfen.

Dann wurde es wieder dunkel.

Blitz und Donner hatten dem Mönch jedoch gezeigt, daß es

gefährlich war, sich im Freien aufzuhalten. Das Gewitter hatte sich zu weit genähert, er mußte Schutz in der Höhle finden.

Zudem hörte er auch das Rauschen, das näher und näher kam, bevor es sich wie eine gewaltige Sturzflut über den einsamen Mann ergoß und ihn zu ertränken schien.

Es war der Regen, den das Gewitter mitbrachte. Er entlud sich aus den schweren, tiefliegenden Wolken. Eine wahre Sintflut schien das Land mitsamt seinen Bergen, Tälern, Ebenen und Wüsten wegspülen zu wollen. Im Nu war der Mönch klatschnaß. Der Wind kam von vorn, trieb Wassermassen auf ihn zu, so daß es dem Mann kaum gelang, Luft zu holen. Selten hatte er so einen Regen erlebt. Er taumelte voran, den Kopf eingezogen, den Körper gegen Wind und Wasser gestemmt. Dann nahm ihn die dunkle Höhle auf. Er blieb stehen, drehte sich um, schaute zurück und holte ein paarmal tief Atem, denn ihn hatte er auf der letzten Strecke angehalten.

Der Regen fiel mit ungeheurer Stärke auf die Erde. Eine graue Wasserwand schien vor dem Eingang der Höhle zu stehen. So dicht, daß der einsame Mann das Gefühl hatte, sie würde niemals abreißen. Aber er war nicht gekommen, um die Wasserwand anzustarren, er wollte endlich eine Höhle besichtigen, über die auch die Urahnen etwas hinterlassen hatten.

Etwas war dem Mönch schon bei seinem Auftritt aufgefallen. Das Licht. Es war keine strahlende Helligkeit, sondern ziemlich fad und aus dem Hintergrund der Höhle dringend, so daß sich seine Reste noch vor dem Eingang verliefen.

Er wollte die Lichtquelle finden.

Schritt für Schritt bewegte er sich tiefer in die unbekannte Höhle der Bergwelt. Schon bald wurde das Rauschen des Regens schwächer, und als er tiefer in das unbekannte Gelände hineinschritt, da verstummte das Geräusch schließlich ganz.

Stille umgab ihn.

Und ein Licht, das jetzt heller geworden war. Der alte Mönch öffnete seine Augen so weit es ging, denn er hatte das Ende der Höhle erreicht und sah vor sich ein Bild, wie er es nie erwartet hätte und das auch seine Vorfahren so erschreckt haben mußte.

Es war eine Steinfigur, die jemand geformt und in die Wand hineingeschoben haben mußte, allerdings nur so weit, daß sie mit der Hälfte des Körpers noch hervorschaute.

Ein gewaltiger langer Mantel fiel Sua Ku auf. Er war so um den Körper geschlungen, daß er in seiner oberen Hälfte in eine Kapuze überging, die den seltsamen Schädel der Figur bedeckte. Es war eine Mischung aus einem menschlichen Gesicht und einem Totenschädel. Gelb schimmerte er, mit einem Stich ins Goldene. Der Mönch blickte in leere Augenhöhlen, dazwischen in ein Loch, wo früher die Nase gesessen hatte, und darunter befand sich die Öffnung, wo einmal ein Mund gewesen war.

Die Figur hatte muskulöse Arme, hielt sie vorgestreckt und beide Hände übereinandergelegt, wobei sie die rechte Hand auf dem Griff eines breiten Schwertes mit goldener Klinge abstützte, dessen Spitze den Boden berührte.

Hinzu kam, daß der Mantel dieser seltsamen Figur nicht nur eine Kapuze besaß, sondern die gleiche Farbe hatte wie die düsteren Schwingen, die übergroß aus dem oberen Teil des Rückens wuchsen. Der Mönch hatte in seinem langen Leben viel gesehen. Dieser Anblick jedoch überwältigte ihn. So etwas war ihm noch nie vor die Augen gekommen.

Eine Figur aus Stein, die wirkte, als würde sie jeden Moment vorgehen und den Ankömmling begrüßen.

Aber war sie wirklich aus Stein?

Fast wollte der alte Mönch dies nicht glauben, und er schüttelte auch den Kopf. Jetzt sah er, woher das Licht stammte. Die goldene Klinge strahlte es ab, und zwar so kräftig, daß der Schein einen

Großteil der Höhle ausfüllte. Kalt rieselte es über den Rücken des Mannes. Er wußte mit seiner Entdeckung nichts anzufangen, aber wie von selbst formulierten seine Lippen eine Frage.

»Wer bist du?«

Fast hatte er schon mit einer Antwort gerechnet, doch die Figur vor ihm blieb stumm.

Erst jetzt traute sich Sua Ku, einen weiteren Schritt vorzugehen. Er blieb erst stehen, als er die Figur als auch den Mantel berühren konnte und streckte zögernd seinen Arm danach aus.

Als die Fingerspitzen Kontakt bekamen, zuckte er unwillkürlich zurück, denn das Gestein fühlte sich nicht kalt an, womit er gerechnet hatte, sondern warm, und es schien unter der ersten Schicht regelrecht zu leben.

So war es auch mit der Haut und mit den geheimnisvollen Flügeln, die der Mönch erreichte, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte. blieb nur noch das Schwert, das er erforschen wollte. Er drehte sich nach rechts. Die Klinge mündete dort in den Griff, wo sich seine Stirn befand, und der Mönch streckte beide Hände aus, um das Schwert zu berühren.

Es war der Schritt in den Tod!

Kaum hatte er Kontakt und schaute auf die schmale, lange goldene Klinge, als es wie ein heftiger Schlag durch seinen Körper fuhr. Der Mönch stellte sich auf die Zehenspitzen, seine Gestalt wurde für eine winzige Zeitspanne durchsichtig, im nächsten Augenblick brach er tot zusammen und blieb vor den Füßen der Figur liegen. Er hatte dem Sennenmann trotzen wollen, das war ihm nicht gelungen. Die Figur aber öffnete ihr Maul, und ein heiseres, triumphierendes Lachen drang aus der lippenlosen Öffnung, denn mit dem Tod dieses Menschen hatte der Höllenbote neue Kraft bekommen...

Als man Jahrhunderte später in den Bergen Rohstoffe entdeckte, da

bastelte die Regierung an einem gewaltigen Plan. Man mußte die Schätze der Erde ausbeuten, denn der Weltmarkt verlangte nach mehr Rohstoffen, und es wurde fast jeder Preis gezahlt. Amerikanische, englische und deutsche Firmen arbeiteten an einem Plan, die gewaltigen Kupfer-und Nickelvorkommen zu erschließen. Gemeinsam mit Vertretern der chinesischen Regierung wurden Vorschläge auf den Tisch gelegt und Pläne geschmiedet. Die Chinesen zögerten noch. Eine Erklärung gaben sie direkt nicht ab, und erst auf Drängen der westlichen Firmen hin zeigten sie Bereitschaft, Probesprengungen durchzuführen.

Die Teams fuhren in die Berge. Anhand der Meßergebnisse wurde verglichen, wo die Sprengungen den größten Erfolg zeigen konnten. Dort setzte man den Hebel an.

Ein Berg verschwand völlig. Modernster Sprengstoff aus der chemischen Hexenküche jagte ihn in die Luft.

Die Westler freuten sich, als die Kuppe wegflog, die Einheimischen jedoch lauschten dem Grollen nach, schauten sich an und flüsterten.

»Yuisan, der Höllenbote grollt. Er wird es nicht hinnehmen, das man seine Welt zerstört. Er kann sich furchtbar rächen. Wehe uns...«

Als wären ihre Worte verstanden worden, so sahen nicht nur sie, sondern auch die Techniker und Ingenieure das Wesen, das plötzlich über der Bergkuppe in der Luft schwebte.

Eine Gestalt mit breiten Flügeln und einem goldenen Schwert in der Hand. Mit dem drohte es, bevor es davonflog und nicht mehr gesehen wurde.

»Yuisan kehrt zurück«, hieß es wieder. »Jetzt ist er frei. Sie hätten die Berge so lassen sollen. Seine Rache wird uns alle treffen, jetzt hilft uns niemand...«

Die Chinesen irrten sich. Nicht sie traf die Rache des Höllenboten, sondern völlig andere Menschen in einem weit entfernten Erdteil.

Denn niemand ahnte, daß Yuisan nur ein Spielball in den Händen anderer mächtiger Dämonen war...

Wenn mein chinesischer Freund und Kollege Suko so komisch herumdruckste, dann hatte es etwas auf dem Herzen und traute sich nicht, es auszusprechen.

Über das Telefon hinweg schaute ich ihn an, griff ein Lineal und richtete es wie einen Speer auf ihn. »Sag schon, Dicker, was ist los?«

»Nichts.«

Ich lachte und schlug mit dem Lineal auf die Schreibtischplatte.

»Natürlich hast du was. Das sehe ich dir an, aber du willst es nur nicht sagen.«

»Weil es eigentlich blöd ist.«

»Sag es trotzdem.«

»Ich habe heute einen Prospekt bekommen. Eigentlich wollte ich es dir ja schon früher erzählen und dich fragen...«

»Wieso Prospekt?« unterbrach ich ihn.

Er hatte ihn in einer Schublade bereitliegen, zog diese auf und holte das Blatt hervor. Mehr war es wirklich nicht. Prospekte sehen anders aus.

»Wer hat dir das Blatt gegeben?« wollte ich wissen.

»Ach, einer meiner zahlreichen Vettern.«

Ich verzog das Gesicht. Himmel, warum hatte ich auch gefragt? Sukos Vettern lebten verstreut in der ganzen Welt. Da ist jeder mit jedem verwandt, hatte er gesagt. Ich aber glaubte, daß Suko mir hier einen unter die Weste jubeln wollte, ließ ihm jedoch den kleinen Spleen und sein Geheimnis und fragte nicht weiter nach, obwohl er immer behauptete, seine Sippe wäre noch klein im Vergleich zu den anderen. Aber das wollen wir mal dahingestellt sein lassen. Es ging jetzt um diesen Prospekt.

»Was ist es also?« fragte ich.

»Eine Einladung.«

»Gut. Und wohin?«

»Zu einer Ausstellung«, klärte mich der Chineser auf.

Ich verzog die Mundwinkel. »Tu mir das nicht an. Willst du mich in ein Museum stecken?«

»Ich wäre ja selbst gegangen, aber ich hatte Shao versprochen, am Abend mit ihr zu einer Bekannten zu gehen. Wenn ich ihr jetzt mit der Ausstellung komme, dann...«

»Klar.« Ich nickte noch dazu. »Nur - warum gehst du nicht morgen abend?«

»Sie ist nur noch heute geöffnet.«

»Na denn.« Ich zündete mir die letzte Zigarette vor Feierabend an und beugte mich vor. »Was ist denn so Besonderes an dieser Ausstellung, wenn ich mal fragen darf.«

»Eigentlich ist es nur ein Bild.«

»Die ganze Ausstellung?«

»Nein, natürlich nicht. Es wird ein Bild gezeigt und ansonsten nur andere Dinge aus alter Zeit, die...«

Suko wußte nicht so recht weiter, und ich winkte ab. Dabei sagte ich:

»All right, ich besuche in deinem Namen die Ausstellung. Alles klar?«

»Ja, danke.«

»Dann sag mir mal, warum ich da hingehen soll? Welchen Grund gibt es denn?«

»John, es geht um das Bild. Das ist erst vor wenigen Wochen gemalt worden, aber es zeigt ein uraltes chinesisches Motiv. Den Yuisan.«

»Und wer ist das schon wieder?«

»Der Höllenbote.«

Aha. Mit dieser Bemerkung konnte ich schon mehr anfangen. Aber ich wußte noch immer nicht, weshalb Suko auf einem Besuch bestand. Das fragte ich ihn.

»Es geht allein um das Bild, John. Den anderen Schnickschnack kannst du vergessen. Dieses Bild zeigt Yuisan, den Höllenboten. Die Figur entstammt der chinesischen Mythologie, und man findet sie in zahlreichen Abbildungen und auch in Stein gehauen in irgendwelchen Bergdörfern. Es ist klar, daß die Partei den Glauben an Dämonen und Geistern verbot, aber sie konnte ihn nicht ausrotten. Die Menschen gaben ihre Informationen, die sie über die Geister- und Dämonenwelt bekommen hatten, im Untergrund weiter. So lebte die alte Magie. Ebenso war es mit Yuisan, dem Höllenboten.«

»Dann ist das Bild alt und aus dem Land herausgeschmuggelt worden«, stellte ich fest.

»Falsch.«

»Wie?«

»Das Bild ist neu. Gemalt hat es die Frau eines englischen Technikers. Und weil das Bild neu ist, erschreckt mich diese Tatsache so sehr. Die Frau hat ihre Erlebnisse und Eindrücke genau festgehalten. Ich habe Bekannte gesprochen, die sich in der Ausstellung umgesehen haben. Sie sprachen von einer beeindruckenden Realität. Deshalb möchte ich dich bitten, dir das Bild einmal anzuschauen.«

»Wie sieht der Knabe denn aus?«

»Der Höllenbote?« Suko hob die Schultern. »Manchmal glaube ich, daß er ein Konkurrent des Eisernen Engels ist. Auf jeden Fall besitzt er Flügel.«

»Kann er mit den Todesengeln der Asmodina zu tun gehabt haben?« hakte ich nach.

»Nein, das auf keinen Fall, John. Aber ich will nicht zuviel spekulieren. Fahr hin und schau dir die Ausstellung einmal an. Am

besten nur das Bild.«

Ich grinste. »Suko, du bist link. Da stimmt einiges nicht. Du tust so harmlos und sagst zu mir, sieh dir den Kram mal an. In Wirklichkeit aber...«

»Ist es viel schlimmer, John.«

»Was?«

»Ich habe da ein ungutes Gefühl, das will ich dir ehrlich sagen. Und zwar, weil das Bild neu ist. Von einem meiner Vettern weiß ich, daß die Frau des Technikers das Bild nach dem Motiv gemalt hat, das sie mit eigenen Augen gesehen hat. Sie hat erzählt, daß es den Höllenboten wirklich gibt. Und nicht nur die Frau hat ihn gesehen, sondern auch andere Zeugen, die ihre Aussagen bestätigen. So liegt der Fall.«

»Dann könnte der Höllenbote ein Gegner von uns werden?« hakte ich nach.

»Möglich.«

»Und warum gehst du dann nicht mit?«

»Es ist wirklich wegen Shao, John. Sie kennt dieses Monstrum auch. Wir haben mal darüber gesprochen. Wenn sie erfährt, daß es existiert...«

»Was nicht bewiesen ist«, fiel ich Suko ins Wort.

»Sicher. Allein die Möglichkeit macht ihr Angst. Shao ist da ein wenig sensibel. Also wenn sie das erfährt, dann weiß ich nicht, wie sie reagieren wird.«

Ich drückte die Zigarette aus. »Na ja, wir werden sehen. Auf jeden Fall gehe ich bewaffnet.«

»Das wird am besten sein, obwohl ich glaube, daß nichts passiert.«

»Deine Sprüche haben mich eben heiß gemacht. Wo findet die Ausstellung eigentlich statt?«

»Nicht in einem großen Museum. Es ist ein ehemaliges Kino, das man für Ausstellungen mieten kann. Wenn du Maler wärst, könntest

du dort auch deine Bilder zeigen.«

»Sag schon.«

»Ich bekam die Adresse.«

In diesem Augenblick steckte Glenda ihren Wuschelkopf ins Büro.

»Ich gehe dann«, sagte sie. »Schönen Abend noch, ihr beiden.«

Mir kam eine Idee. »Hast du schon was vor, Mädchen?«

»Für heute abend?«

»Richtig.«

»Eigentlich nicht. Aber ich wollte meine Wohnung putzen.

Frühjahrsputz, wie die Hausfrauen sagen.«

»Schade, ich hätte dich gern eingeladen.«

Glenda kam jetzt ganz ins Büro. »Kommt darauf an, was du dir hast
einfallen lassen, Oberinspektor.«

»Ich dachte da an einen Gang ins Museum.«

Glenda schaute mich an, als hätte ich ihr einen unsittlichen Antrag
gemacht. »Ist das dein Ernst, John?«

»Sonst hätte ich es nicht gesagt.«

»Tut mir leid, aber da mußt du dir eine andere suchen. Ich habe die
Nase von Museen voll. Denke nur an den Fall mit Golo Golerian.[\[2\]](#)
Danach habe ich mir geschworen, kein Museum mehr zu besuchen.
An das Versprechen halte ich mich.«

»War auch nur eine Frage.«

Glenda lächelte. »Viel Spaß noch.«

Suko hob die Schultern. »Verständlich«, sagte er. »Das war damals
für Glenda wirklich haarig.«

Ich mußte meinem Partner recht geben. So blieb mir nichts anderes
übrig, als mich allein auf den Weg zu machen. Ich schnappte meine
leichte, helle Lederjacke und streifte sie über. Wir hatten bereits seit
Tagen herrliches Wetter. Es war zwar kühl, und nachts sanken die
Temperaturen auch sehr stark, den Tag über jedoch schien die Sonne
von einem fast blauen Himmel. Ich verabschiedete mich von Suko

und versprach, ihm sofort nach meiner Rückkehr Bericht zu erstatten.

»Lange wird es ja nicht dauern«, sagte ich.

»Das glaube ich auch.«

Unten trennten wir uns. Suko war mit seiner Harley gekommen, ich lenkte meine Schritte auf den Parkplatz zu, wo mein silbergrauer Bentley stand.

Sehr weit hatte ich nicht zu fahren. Das ehemalige Kino lag in der Nähe von Westminster Cathedral, dieser Kirche, die auch in den sechziger Jahren in einem Lied besungen worden ist. Carlisle Place, hieß die Adresse.

Es war nicht einfach, dorthin zu gelangen. Der Nachmittagsverkehr war so dicht, daß man das Gefühl haben konnte, alle Bewohner der Millionenstadt hätten ihre Wagen geholt, um eine Tour durch London zu machen.

Ich dachte schon mit Schrecken daran, einen Parkplatz zu finden und entdeckte ihn schließlich einige Yards weiter im Schatten der großen Kirche, wo auch Busse mit Touristen standen.

Zu Fuß ging ich meinem Ziel entgegen.

Die goldenen Sonnenstrahlen tupften auf die Dächer der Häuser und fielen auch in langen Streifen in die Straßenschluchten. Irgendwie machte der Frühling die Menschen fröhlicher. Ich sah es an der Kleidung, die vor allen Dingen von den Frauen zur Schau getragen wurde.

Viele Knie-und Pumphosen, duftige, weit geschnittene Blusen, leichte Pullover und Gesichter, die strahlten, wenn sie von den wärmenden Strahlen der Frühjahrssonne berührt wurden.

Carlisle Place war eine gute Adresse. Ein London, wie man es aus den Prospekten kennt. Zahlreiche Filialen von Reisebüros lagen in dieser Straße. Es gab Geschäfte und auch Wohnhäuser aus victorianischer Zeit.

Das Kino entdeckte ich ebenfalls.

Man hatte den Eingang so gelassen. Darüber allerdings, wo früher die Filmplakate lockten, stand mit großen Buchstaben das Wort MUSEUM geschrieben.

Hier war ich richtig.

Hinter der Glasscheibe der Eingangstür hockte der Kartenverkäufer auf einem Stuhl. Neben ihm stand ein kleiner Tisch. Dort waren eine graue Kassette und eine Rolle Karten zu sehen.

Der Mann schaute überrascht hoch, als ich die Tür aufdrückte. »Guten Abend, Sir«, grüßte er. Ich winkte zurück.

»Sie wollen sich die Ausstellung anschauen?«

»Sicher, sonst wäre ich nicht gekommen.«

»Entschuldigen Sie, Sir, aber dann sind Sie heute abend der einzige Besucher.«

Ich grinste schief. »Ist ja ein toller Andrang.«

»Das kann man wohl sagen.« Er riß eine Karte ab, und ich zahlte den Preis. »Dabei ist die Ausstellung wirklich interessant für den, der sich für alte chinesische Kultur interessiert. Die Frau hat sich Mühe gegeben. Die meisten Dinge sind nur leihweise hier. Ich bin sowieso überrascht, wie sie es geschafft hat, die Stücke den Chinesen abzuschwatzen.«

»Ja, das ist wirklich außergewöhnlich«, gab ich ihm recht. »Und wie steht es mit dem Bild?«

»Dafür interessieren Sie sich?«

»Genau.«

Der Mann stand auf und deutete auf die zweite der beiden Türen. »Wenn Sie sich das Bild ansehen wollen, dann gehen Sie am besten durch diese Tür. Es hängt von den anderen Sachen getrennt. Sie können allerdings auch von dem Raum in den großen Ausstellungssaal hineingehen. Da gibt es einen Durchgang.«

»Ich danke Ihnen.«

»O bitte, bin ja froh, daß mal einer kommt. Wenn ich Ihnen etwas

erklären soll, sagen Sie nur Bescheid. Das mache ich gern. Ist besser, als hier herumzusitzen.«

»Mal sehen, vielleicht komme ich auf ihren Vorschlag zurück.« Ich nickte dem Mann noch einmal zu und machte mich auf den Weg. Die Tür war dunkelrot angestrichen. Ich drückte sie auf und schaute in einen Raum, der etwa dreimal so groß war wie mein Büro. Rechts befand sich der Durchgang zu dem anderen Ausstellungsraum. Er interessierte mich nicht. Ich sah nur das Bild auf der linken Seite und mußte zugeben, daß es mich beim ersten Anblick schon beeindruckte.

Es war sehr groß. Fast reichte es vom Boden bis zur Decke, und es zeigte nur eine Figur.

Den Höllenboten.

Yuisan sah wirklich schaurig aus. Man durfte dieses Bild keinem ängstlichen Menschen zeigen.

Schon als ich näher ging saugte ich seine Wirkung in mich auf. Beherrscht wurde das Gemälde nur von einer Figur, dem Höllenboten. Er war wirklich ein Monstrum. Die schwarzen Flügel schienen aus seinem ebenfalls dunklen Umhang zu wachsen. Sein totenkopffähnliches Gesicht schimmerte gelb. Die muskulösen Arme hielt er ausgestreckt und seine Hände dabei auf dem Griff eines Schwerts gestützt. Ein besonderes Schwert, das erkannte ich sehr schnell, denn es besaß eine goldene Klinge.

Goldene Klinge?

Ich trat noch näher an das Gemälde heran, weil ich plötzlich einen schrecklichen Verdacht hatte. Ja, kein Zweifel, das war es. Yuisan, der Höllenbote, hielt ein Schwert in der Hand, das ich kannte. Es gehörte Kara, der Schönen aus dem Totenreich!

Karas Waffe! Das Schwert mit der goldenen Klinge! Himmel, wie kam es auf das Bild? Klar, die Frau hatte es gemalt, aber wieso befand es sich in der Hand des Höllenboten?

Hatte er Kara die Waffe etwa abgenommen? Alles deutete darauf hin. Nur konnte ich das einfach nicht glauben. Ich hätte bestimmt davon erfahren, daß man Kara...

Meine Gedanken stockten und schlugen eine andere Richtung ein. Vielleicht waren die beiden Waffen doch nicht identisch. Es konnte sein, daß Kara ihr Schwert besaß und der Höllenbote das gleiche. Dann mußte es zwei Waffen geben.

Davon hatte mir Kara nie etwas erzählt. Vielleicht hatte ich ihr auch keinen Grund gegeben. Auf jeden Fall wollte ich mich erst damit abfinden, daß das Schwert des Höllenboten mit der Waffe Karas identisch war. Vielleicht ergab sich noch eine andere Lösung, das mußte die Zeit mit sich bringen.

Genau schaute ich mir das Bild an, als ich mich von dem ersten Schock erholt hatte.

Selbst auf mich machte der Höllenbote einen grausamen Eindruck. Er wirkte irgendwie gnadenlos und zu allem entschlossen. Ein schreckliches Monstrum mit einem gelben Totenschädel, der allerdings nicht wie ein skelettierter Kopf aussah, sondern von einer hauchdünnen Haut überspannt war.

Ein wirklich seltsames Bild.

Ich drehte mich um und erkannte dicht unter der Decke der gegenüberliegenden Wand den Strahler, der sein Licht auf das Bild warf und es aus der Dunkelheit holte.

Der kurz vor dem Gemälde auseinanderfächernde Strahl beleuchtete nur die Figur, den Hintergrund ließ er im Dunkeln. Dort hatte die Künstlerin auch nichts geschaffen, was man erkennen konnte. Der Background blieb düster.

Er paßte zu der Figur des Höllenboten, die mich irgendwie faszinierte. Ich trat so nahe an das Bild heran, daß ich nur den Arm auszustrecken brauchte, um es zu berühren.

Es war in Öl gemalt worden. Ich spürte die Farbe unter meinen

tastenden Fingerkuppen und merkte auch, daß sie nicht überall gleich dick aufgetragen war. Es gab Vertiefungen, winzige Risse und auch kleine Erhebungen auf der Leinwand. Ein normales Ölgemälde. Nichts Außergewöhnliches, wie ich mich selbst hatte überzeugen können. Wieder trat ich zurück. Suko hatte mich indirekt gewarnt. Das Wesen war in China bekannt, es gehörte zu der Mythologie des Landes, doch ich hatte nichts darüber gehört. Bis jetzt nicht, das änderte sich nun. Ich wollte dem Rätsel des Höllenboten auf den Grund gehen. Meine Neugierde war geweckt, und wenn das Monstrum tatsächlich so gefährlich war, dann durfte es auf keinen Fall länger in London bleiben, wobei ich froh war, daß die Ausstellung an diesem Tag zu Ende ging. Aus der Distanz betrachtet, wirkte das Bild noch düsterer. Ich hatte das Gefühl, als würde der Höllenbote leben und auf seine Chance lauern, aus dem Bild zu steigen.

Das hört sich zwar phantastisch an, war aber nicht so von der Hand zu weisen. Ich selbst hatte bei der Bestie von Soho erlebt, wie ein Monstrum aus dem Bild gestiegen war, so daß es plötzlich lebte. Die Ausstellung war für mich plötzlich interessant geworden. Ich wollte auch die anderen Dinge sehen, die aus China mitgebracht worden waren und verließ diesen Raum.

Es war in der Tat das einzige Bild. Im Nebenraum fand ich nur andere Dinge.

Kunstvolle Vasen, Gefäße und Schalen. Sie alle hatten ihr Alter, doch die Bemalung und die Farben zeigten sich so frisch, als wären diese Dinge erst vor einem Jahr hergestellt worden.

Unter Glas- und Plastikhauben konnte man sie besichtigen. Die Fundstücke gaben Zeugnis von einer wechselvollen Geschichte des Riesenlandes China. Auf einer schlanken Vase entdeckte ich abermals das Bild des Höllenboten. Yuisan sah ebenso aus, wie auf dem Gemälde. Jede Einzelheit konnte ich erkennen, da die Vase

angestrahlt wurde.

Dann schlug eine Tür.

Ich schreckte regelrecht zusammen, weil es bisher still gewesen war. Die Tür mußte dort geöffnet worden sein, wo sich auch das große Bild befand.

Als ich mich aufrichtete, hörte ich Schritte und dann die Stimme des Mannes, der die Karten abriß.

»Mister! Mister! Sind Sie noch da?«

»Hier bin ich.«

»Aha, das wollte ich nur wissen.«

»Wieso?«

»Ja, wissen Sie, ich will Sie ja nicht drängen.« Seine Gestalt erschien im Durchbruch. »Aber wir schließen in fünf Minuten, und für Überstunden werde ich nicht bezahlt.«

»Klar, das verstehe ich. Sagen Sie mal, was geschieht eigentlich mit den Dingen hier?«

»Die werden wieder zurückgeschickt. Morgen kommen Fachleute und packen sie ein.«

»Auch das Bild?«

Der Mann hob seinen Arm und kratzte sich am Kopf. »Nein, Mister, das nicht. Es stammt ja nicht aus China. Mrs. Brackett hat es erst gemalt, als sie wieder in London war.«

»Ach so. Wie sagten Sie, heißt die Frau?«

»Linda Brackett.«

»Vielleicht rede ich mal mit ihr.« Der Mann lachte. »Das Bild hat Sie sehr beeindruckt, Sir, wie?«

»Das allerdings.«

Ich sah, wie der Mann seine Schultern hob. »Das sagen mir viele, wenn sie die Ausstellung verlassen. Manche sehen ganz komisch aus, als würden sie noch unter dem Eindruck des Gemäldes stehen. Mrs. Brackett kann auch wirklich gut zeichnen.«

»Das stimmt.«

Der Mann hüstelte verlegen. »Sie können ruhig noch ein paar Minuten bleiben, Sir, bis Sie alles gesehen haben. Heute ist der letzte Tag, ich mache dann später Schluß.«

»Danke sehr, aber es wird nicht lange dauern.«

Mein Gesprächspartner drehte sich um und entschwand meinen Blicken. Was suchte ich eigentlich? Ich wollte eine Verbindung zwischen dem Bild und den in diesem Raum ausgestellten Gegenständen schaffen, was natürlich sehr schwer war, aber vielleicht entdeckte ich tatsächlich einen weiteren Hinweis auf Yuisan und Karas Schwert. Die beiden schienen ursächlich zusammenzuhängen.

Unter einer Glasabdeckung sah ich alte Schriftrollen. Das dünne Papier war natürlich vergilbt, dennoch sah ich die Zeichen sehr deutlich. Lesen konnte ich sie nicht, doch als ich den Kopf zur Seite drehte, da entdeckte ich auch die englische Übersetzung der Schriften. Es waren keine klaren Sätze, nur Fragmente und Teile, den Rest mußte ich mir eben zusammenreimen.

Von einer unheimlichen Ära war die Rede. Von gewaltigen vier Dämonen, die für lange Zeit dieses Land beherrscht hatten und ihre Diener suchten. Auch der Yuisan wurde erwähnt. Er sollte den Dämonen ebenfalls gehorchen. Doch er weigerte sich, weil er sich selbst für den Größten hielt. Da wurden die vier großen Dämonen ärgerlich und schickten ihre Diener, damit sie den Yuisan bestrafen. Das taten sie auch. Dank ihrer magischen Kraft wurde der Höllenbote zu Stein und mußte von Stund an den Dienern der großen vier Dämonen gehorchen, denn nur sie konnten ihn erlösen.

Ich runzelte die Stirn. Da war mir etwas aufgefallen. Es wurde von vier großen Dämonen gesprochen, und die vier kannte ich.

AEBA

Ferner war von den Dienern die Rede, die den vier Dämonen

gehorchten. Ihre Namen waren zwar nicht erwähnt, doch ich wurde das Gefühl nicht los, daß es sich hierbei um die Horror-Reiter handeln konnte, die Kara, Suko und ich im Kloster St. Patrick in einem gewaltigen Kampf vernichtet hatten.

Sollte es tatsächlich eine Verbindung zwischen AEBA, den Horror-Reitern und dem Höllenboten geben? Das wäre wirklich eine faustdicke Überraschung gewesen, auch eine gefährliche, wie ich ehrlich zugab, denn ich wußte von der Macht der AEBA-Dämonen.

Die Reiche der Finsternis sind sehr vielschichtig. Man kann sie nicht alle aufzählen, aber irgendwo laufen sie immer zusammen. Ich hatte im Laufe der Zeit das Gefühl bekommen, daß wir uns alle innerhalb eines gewaltigen Kreislaufs bewegten und immer wieder zusammentrafen. Ob Asien, ob Europa - jeder Erdteil hatte seine eigene Mythologie. Aber irgendwo mußten diese Mythologien ihren Ursprung gehabt haben. Vielleicht sogar einen gemeinsamen, so daß die eine in die andere überging.

Phantastische Gedanken, wie ich zugab, aber gar nicht mal so weit hergeholt, wenn ich mir die übersetzten Schriften anschaute und den Text interpretierte.

Als ich mich aufrichtete und tief Atem holte, überkam mich ein bedrückendes Gefühl. Vielleicht war es die Stille, die das Gefühl beeinflusste, auf jeden Fall beschloß ich, vorsichtig zu sein. Auf Zehenspitzen bewegte ich mich einen Schritt zur Seite, streckte den Arm aus und stützte mich am schmalen Holzrand einer Vitrine leicht ab. Da hörte ich das Stöhnen.

Es war ein Geräusch, das ich kannte. Menschen stießen es aus, die kurz vor ihrem Tode standen.

Und wer befand sich außer mir noch innerhalb dieses seltsamen Museums?

Der Mann von der Kasse!

Ich rannte los, erreichte den Durchgang zum ersten Raum und sah

ihn im Streulicht des Scheinwerfers auf dem Boden liegen. Selbst das Blut konnte ich erkennen, das aus einer gewaltigen Brustwunde rann. Ich brauchte kein Arzt zu sein, um zu wissen, daß diesem Menschen niemand mehr helfen konnte.

Er war tot! Aber wer hatte ihn umgebracht?

Ein unheimliches Gefühl beschlich mich, als ich mich langsam nach rechts wandte und auf das Bild starrte. Ich dachte an die Wesen des Malers Golo Golerian, die aus den Bildern gestiegen waren und gemordet hatten. So ähnlich konnte es hier auch sein. Dann mußte der Höllenbote aus dem Bild gestiegen sein und...

Fast fürchtete ich mich davor, das Gemälde und damit die Wahrheit anzusehen, doch es war ein falscher Verdacht. Yuisan, der Höllenbote, stand nach wie vor in seinem Bild.

Es war doch nur ein Gemälde...

Oder war er wieder zurückgekehrt? Mein Blick glitt an der langen Schwertklinge entlang, ich suchte nach Blutspuren. Nicht ein Tropfen war zu sehen. Die Klinge präsentierte sich glatt und golden. Er war also nicht der Mörder.

Wer dann?

Ich drehte meinen Kopf. Dabei streifte mein Blick noch einmal die Leiche. Das Gesicht des alten toten Mannes sah wächsern aus. Ein bleiches Antlitz. Die Mütze war ihm vom Kopf gerutscht und lag neben seinem verkrümmten Arm.

Verschwunden war der Mörder nicht. Ich sah ihn an der Tür, und sein Anblick gab mir einen Schock.

Düster die Gestalt, ein Schatten nur, mehr nicht. Für einen Augenblick hielt ich ihn für einen Diener des Spuks, dann bewegte er sich, bückte sich dabei, und etwas rutschte über dem Boden auf mich zu, während der Unheimliche gleichzeitig verschwand.

Dicht vor meinen Füßen kam der Gegenstand zur Ruhe. Es war eine Lanze.

Und ihre Spitze zeigte das Blut des Toten...

Das also war der Mörder!

Ich hatte ihn gesehen, und er war mir trotzdem entkommen. Für diese Feststellung brauchte ich nicht einmal eine Sekunde des Nachdenkens und Reagierens.

Ich startete sofort, durchquerte den rechteckigen Raum, rammte die Tür mit der Schulter auf, die sich noch leicht bewegte und stand in der früheren Halle des Kinos.

In einer leeren Halle.

Von meinem unheimlichen Gegner war keine Spur mehr zu entdecken. Er schien sich in Luft aufgelöst zu haben, was bei einem Diener des Spuks, falls er es wirklich gewesen war, durchaus möglich sein konnte. Ich lief auch noch bis zum Eingang, drückte ihn auf, schaute auf die Straße, doch von dem geheimnisvollen Mörder war nichts zu sehen. Nur der normale Betrieb lief vor mir ab. Stimmen, dazu das Brummen der Automotoren, Lachen und Hupen - eben normale. Geräusche. Nichts deutete darauf hin, was sich hinter der Fassade des ehemaligen Kinos abgespielt hatte.

Langsamer ging ich wieder zurück. Die Tür schwang hinter mir zu, und augenblicklich befand ich mich wieder in der anderen, unheimlichen Welt, wo die Gefahr lauerte.

Ich war sehr vorsichtig, als ich den Raum betrat, wo das Bild hing und hatte auch die Beretta gezogen.

Der Tote lag noch immer am Boden. Auch das Bild hing links von mir an der Wand. Der Scheinwerferstrahl beleuchtete es.

Ich blieb abrupt stehen.

Zwar war der Strahl weiterhin auf das Gemälde gerichtet, aber er traf nur eine dunkle Fläche. Denn dort, wo Yuisan, der Höllenbote, gemalt worden war, existierte nichts mehr.

Der Unheimliche war verschwunden!

Suko schämte sich. Er empfand sich selbst als ein regelrechtes Schwein, daß er seinen Freund John Sinclair so hereingerissen hatte, und die Vorwürfe stiegen bitter in ihm hoch, als er auf dem Bock seiner Harley hockte und in Richtung des Flusses fuhr.

Aber hatte er eine andere Möglichkeit gehabt?

Nein, er hatte John auf diese Art und Weise locken müssen, denn es ging um Shao. Von all dem hatte der Geisterjäger nichts mitbekommen, und das war gut so, denn so konnte er vorurteilsfrei an den Fall herangehen.

Natürlich benutzte Suko eine Ausrede, als er John berichtet hatte, er würde am Abend mit Shao weggehen. Das war überhaupt nicht möglich. Er mußte diese Ausrede benutzen, denn Shao war auf die tückische Falle eines Dämons hereingefallen.

Während Suko seine Maschine durch den abendlichen Verkehr lenkte, schweiften seine Gedanken ab.

Am gestrigen Tag hatte alles begonnen. Sehr spät hatten Shao und Suko von der chinesischen Ausstellung erfahren. Da Suko keine Zeit hatte, mitzukommen, er mußte schließlich arbeiten, war Shao allein gegangen. Am Nachmittag wollte sie der Ausstellung einen Besuch abstatten. Als sie gegen Abend noch nicht wieder zurück war, da machte sich Suko Sorgen. Er war hingefahren, doch die Pforten des Museums zeigten sich ihm verschlossen.

Von Shao keine Spur.

Suko blieb nichts anderes übrig, als wieder zurückzufahren. In seiner Wohnung hatte er gewartet. Leer und öde kam sie ihm vor, und er war drauf und dran gewesen, seinem Freund John Sinclair Bescheid zu geben, als das Telefon schrillte.

Eine Stimme, die er nicht kannte, hatte sich gemeldet. »Shao geht es gut«, hatte sie gesagt, »aber es wird ihr schlechtgehen, wenn du nicht das tust, was wir dir sagen.«

Natürlich wollte Suko wissen, was mit Shao geschehen war. Sie ist bei Freunden, hatte man ihm geantwortet. »Kann ich sie sehen?«

»Dem steht nichts im Wege.«

Trotz seiner Panik blieb Suko nach dieser Antwort mißtrauisch. Denn so etwas hatte er bei einer Entführung noch nie erlebt, und er erkundigte sich, was er zu tun hatte.

»Gar nichts, nur auf meinen Anruf warten und John Sinclair eine Einladung übergeben.« Das war alles.

Schweren Herzens hatte Suko die Bedingungen erfüllt. Der vergangene Tag im Büro war ihm doppelt so lang vorgekommen. Er hatte John nicht in die Augen sehen können, wurde von seinen Überlegungen hin und her gerissen und hatte sich erst kurz vor Feierabend dazu entschlossen, John die Einladung zu geben.

Kaum hatten sie sich getrennt, war Suko noch einmal hoch in das Büro gefahren.

Der Anrufer war pünktlich. Nachdem Suko ihm erklärt hatte, daß alles glatt gelaufen war, bekam er die Adresse, wo er Shao finden konnte. Der Chinese atmete auf. Gleichzeitig jedoch meldete sich sein schlechtes Gewissen. Er hätte John warnen sollen, dafür war es zu spät. Allerdings bestand noch die Chance, ihm nachzufahren, und da schwankte der Chinese.

Er konnte zwischen Shao und John wählen. Dabei ging er davon aus, daß sich ein Mann wie John Sinclair wehren konnte, Shao jedoch hilflos in den Klauen der anderen steckte oder irgendwo verlassen lag, denn die Adresse, die man Suko angegeben hatte, lag nicht in einer vornehmen Gegend, sondern im Chinesenviertel, wo ihn auch der Fall mit der Teufelsdschunke hingeführt hatte.

Suko kannte einige seiner Landsleute, doch der Name des Anrufers war ihm unbekannt. Er hatte allerdings gesagt, daß sich Shao bei ihm befinden würde.

Wer trieb hier ein gefährliches Spiel? Das wollte Suko

herausbekommen, und er hoffte auch, daß es seinem Freund John Sinclair gelang. Wie eine Drohung kam ihm der Name Yuisan vor. Suko kannte einen Teil der alten Geschichten, die man sich über den Höllenboten erzählte. Er wußte davon, wie schlimm dieser Dämon gewütet hatte. Das war vor langer Zeit gewesen. Als die große Mauer noch nicht das Land teilte, sollte er in einer unwirtlichen Berglandschaft gelauert und auf Seelen gewartet haben.

Als Menschenfresser und Seelensauger war er in die Mythologie eingegangen. Was davon allerdings stimmte, konnte niemand sagen. Und ob es auch eine Tatsache war, daß er anderen gehorchen mußte, wußte auch keiner zu sagen.

Für Suko allein zählte, daß er Shao aus der Klemme befreite, in die sie bei ihrem Besuch im Museum geraten war. Er wußte auch nicht, was man mit ihr angestellt hatte, auf eine normale Entführung lief es ja nicht hinaus, er hatte nur John Sinclair in das Museum locken sollen, das war alles.

Und dafür Shao entführen?

Suko war zwar kein Hellseher, aber jetzt schon ahnte er, daß wesentlich mehr hinter dem Fall steckte. Shao, das Museum, die Entführung bildeten gewissermaßen die Spitze eines Eisberges. Alles andere lag noch im tiefen schwarzen Wasser.

Auf der Waterloo Bridge überquerte er die Themse und sah zu, daß er nach dem Royal Waterloo Hospital auf die Stamford Street kam, die zu seinem Ziel führte.

Die Chinesen hatten sich südlich der Themse in dem großen Flußbogen angesiedelt, wo es auch die Ghettos der Farbigen gab. Es ist eine Gegend mit engen Straßen, schmalen Gassen und Häusern, die irgendwie ineinander verschachtelt sind. Bald vergleichbar mit dem Chinesenviertel von San Franzisko.

Natürlich hatten auch Touristen das Viertel entdeckt. Allerdings nur die Straßen, die man extra für sie aufpoliert hatte und wo es die echt

chinesischen Speiselokale gab, die gar nicht so echt waren, und Gerichte auf den Tisch kamen, die allein aus Dosen stammten und schnell aufgewärmt würden.

Da wollte Suko nicht hin.

Sein Ziel lag dort, wo es den feinen Touristen zu schmutzig war und die Arbeitslosigkeit hohe Wellen schlug. Hier lebten die Chinesen, die an den Fremden keinen Penny verdienten und eigenen Geschäften nachgingen, die man zum großen Teil als illegal, wenn nicht verbrecherisch bezeichnen konnte.

Hier kannte man auch noch die alten Geschichten, glaubte an Überlieferungen und betete finstere Dämonen an, wobei sich zahlreiche Banden gebildet hatten, die zum Teil noch heute Menschenopfer darbrachten. Es fiel kaum einem auf, wenn ein Chinese verschwand. Viele waren sowieso illegal eingewandert.

Wo zwischen den älteren Steinhäusern noch Platz war, hatte man die Lücken gefüllt. Auch mit Häusern, allerdings aus Holz und Resten errichtet. Hier hausten die Ärmsten der Armen. Zu den oft hinter den Häusern liegenden Höfen gab es keine Eingänge, Durchfahrten oder Schläuche, man mußte erst die Häuser betreten, um durch sie in den Hof zu gelangen.

Die Adresse, die Suko suchte, kannte er nicht. Er erfuhr sie nach einigem Fragen. Da er selbst Chinese war, bekam er auch Auskunft. Einen Weißen hätten die Asiaten unter Umständen ganz woanders hingeschickt.

Einen schmalen Kanal mußte der Inspektor überqueren. Die Reifen rollten dabei auf Holzboden. Von rechts her trieb der Wind Küchendünste an seine Nase. Die drangen aus einem alten Hausboot, das so aussah, als würde es jeden Moment zusammenbrechen und sinken.

Und das war auch sein Ziel.

Hinter der primitiven Brücke begann ein schmaler ungepflasterter

Weg. In einer ziemlich engen Kurve führte er bergab, auf eine Uferbefestigung zu, wo auch der Steg vom Hausboot aus endete.

Vor dem Steg hielt Suko an. Er bockte seine Maschine auf und nahm den Helm ab.

Hinter ihm befand sich ein Hang, auf dem einige Grasflecken ein karges Dasein fristeten. Wo er zu Ende war, sah Suko die Rückfronten bescheidener Häuser und schuppenartiger Gebäude.

Obwohl er kaum einen Menschen sah, glaubte er doch, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden. Es gehörte eben dazu, und darin waren die Chinesen Meister. Sie sahen, ohne gesehen zu werden. Das wußte auch Suko. In Anbetracht der Lage spürte er ein unangenehmes Gefühl im Rücken, als er über den Steg auf das Hausboot zuschritt. Die Gerüche drangen aus einem schmalen Schornstein. Die Rauchfahne dort war graublau.

Das Holz bewegte sich unter seinen Füßen. Vor sich sah er einen schmalen Mann, der gebeugt dastand und sein Haar zu einem Zopf zusammengeflochten hatte.

Er gehörte zu den Landsleuten, die mit der Tradition noch stark verwurzelt waren. Suko stand ihnen skeptisch gegenüber, denn sie konnten sehr konservativ sein.

Der Chinese verbeugte sich. »Man hat mir gesagt, daß du auf einem Motorrad kommst, Suko. Ich heiße dich in meinem bescheidenen Heim herzlich willkommen.«

Auch Suko senkte den Kopf. Er machte das Spiel mit und fragte dann nach dem Namen des Mannes.

»Ich bin nur ein unwürdiger Mensch und heiße Lai Ti Jan. Ein Name, den man schnell vergißt.«

»Aber Shao ist bei dir.«

Da richtete sich der Mann auf und nickte. Sein Gesicht schien nur aus Runzeln zu bestehen. Die Augen waren sehr eng geschlitzt, und Suko hatte den Eindruck, als würde er grinsen.

»Ja, die von dir so Gesuchte befindet sich bei mir.«

»Und wie geht es ihr?«

»Du wirst sie gleich sehen. Komm erst einmal mit, wir haben dich erwartet.«

Der Mann ging vor. Gebeugt, unterwürfig. Suko paßte dies nicht. Und er betrat ein Schiff, das ihm wie eine Falle vorkam. Hier lauerte das Unheil!

Suko spürte es. Die alten Wände atmeten Angst und Schrecken aus. Die Bohlen unter seinen Füßen drückten sich durch, wenn er sie belastete. Es gab kleine Türen, Wände aus dünnem Holz, und von irgendwoher vernahm er Stimmen.

»Das sind meine Söhne!« kicherte der Alte.

»Geh weiter!« forderte Suko.

Lai Ti Jan blieb trotzdem stehen. »Wir brauchen nicht mehr weiter, sondern nur in die Tiefe. Dort liegt deine Shao.«

»Und wie kommt sie dahin?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Suko drehte seine Finger in das fleckige, ehemals blaue Hemd des Mannes. Lai Ti Jan machte die Bewegung zwangsläufig mit, so daß er Suko ins Gesicht schauen mußte.

»Hör zu, Alter, ich kann manchen Spaß vertragen, doch wenn es um Menschenleben geht, dann hört bei mir der Humor auf. Das solltest du dir merken.«

»Schon gut, schon gut...« Der Alte schielte auf Sukos Hand. »Jetzt laß mich los, denn ich muß eine Klappe öffnen, denn Shao liegt dort unten im Bauch des Schiffes.«

Suko löste seine Hand. Wieder wurde er an die Teufelsdschunke erinnert. Dort hatte er auch in den Schiffsbauch gemußt und hatte Shao aus den Klauen eines Schlangenmonsters befreit. Mit jener Bande schien er es hier nicht zu tun zu haben.

Mit erstaunlicher Kraft zog der alte Chinese die Klappe hoch und

deutete mit der mageren Hand auf das viereckige Einstiegsloch, wo eine Holzleiter begann, die in den Schiffsbauch führte. Suko hatte mit Dunkelheit gerechnet und wurde angenehm enttäuscht. Am flackernden Lichtschein erkannte er, daß es sich um Kerzen handeln mußte, die dort aufgestellt waren.

»Du zuerst!« verlangte der Inspektor.

Lai Ti Jan lächelte und nickte. »Du bist der Gast, ich habe dir zu gehorchen.«

»Laß die Sprüche.«

Suko traute diesem Mann nicht. Wahrscheinlich steckte er mit dem Yuisan unter einer Decke, überhaupt kam ihm alles sehr merkwürdig vor, und er beschloß, noch mehr auf der Hut zu sein. Auch vor Lai Ti Jan, denn der Alte stieg mit einer Behendigkeit die Leiter hinab, die ihm wohl niemand zugetraut hätte.

Vor der Leiter blieb er stehen und winkte dem Inspektor. »Komm zu mir, sonst dauert es noch länger.«

Suko schaute noch einmal zurück. Hinter ihm war es frei. Er sah auch den Steg, hörte das Glucksen des Wassers und nahm wieder diesen übelriechenden Küchendunst wahr.

Dann kletterte er ebenfalls nach unten.

Der Alte war ein wenig zur Seite getreten, damit Suko Platz hatte. Er stand so, daß das Kerzenlicht gegen ihn fiel und sein Gesicht mit Licht und Schatten übergoß.

Suko war vorsichtiger. Er schaute sich schon um, als er noch auf den Stufen stand.

Der Stauraum unter Deck war durch einen Vorhang in zwei Hälften geteilt worden. Der Vorhang reichte bis zum Boden und befand sich links von Suko.

Von Shao sah er nichts. In der rechten Hälfte hielt sich der Alte auf, umrahmt von Kerzen, die in eisernen Leuchtern steckten. Suko sprang die letzten beiden Sprossen hinunter und wandte sich Lai Ti Jan zu.

»Wo ist sie?«

Leider hatte Suko im Rücken keine Augen, deshalb sah er nicht, wie sich der Vorhang bewegte. Zudem war der Stoff ziemlich schwer, er raschelte nicht gegeneinander. Wo die beiden Hälften zusammenliefen, entstand ein Spalt. Und aus ihm schob sich die bläulich schimmernde Mündung einer Maschinenpistole, die plötzlich Sukos Nacken berührte, so daß der Chinese zusammenzuckte.

Gedämpft nur hörte er die weibliche Stimme, die einen Befehl zischte:

»Ich halte hier eine Maschinenpistole in der Hand. Wenn du dich rührst, zerschiesse ich dir deinen Schädel...«

An einen Bluff glaubte Suko nicht, deshalb blieb er stumm und steif stehen, wobei in seinem Innern eine Hölle aus Wut und Zorn tobte, weil er sich hatte so überraschen lassen. Doch eine Falle!

Der Mündungsdruck war zuerst kalt gewesen. Jetzt erwärmte sich das Metall, und Suko spürte auch den Schweiß auf seiner Haut. Sein Magen zog sich zusammen. Eine Frau hatte gesprochen. Einen Satz nur, die Stimme allerdings hatte er nicht erkennen können. Es war keine Bekannte wie Lady X aus der Mordliga.

Der Alte stand vor ihm und lächelte. Eigentlich lächelte er immer, aber diesmal kam dem Chinesen das Lächeln noch bössartiger vor. Lai Ti Jan war eben ein eiskalter Hund, durchtrieben bis in den letzten Zehennagel. Vielleicht hätte Suko trotz allem noch etwas versucht, doch er dachte an Shao, die er noch immer nicht gesehen hatte und jetzt vielleicht auch nicht mehr sehen würde, denn es bestand durchaus die Möglichkeit, daß sie überhaupt nicht hier und die Falle allein für ihn gedacht war. Am veränderten Druck der Mündung erkannte er, daß sich die Person hinter ihm bewegte. Noch preßte sie die Waffe gegen Sukos Hals, auch als er ihre Schritte

hörte, die schleifend über den Boden rutschten, änderte sich nichts.

Dann verschwand der Mündungsdruck. Suko schaute nach links und sah zum erstenmal seine Gegnerin. Nein, das war keine alte Bekannte. Er schätzte sie auf vierzig Jahre. Das Haar trug sie kurz geschnitten und als Lockenfrisur. Ihr Gesicht war rund und hübsch. Als beherrschend darin empfand Suko den Mund. An den Ohrläppchen blitzten zwei kleine goldene Ringe. Die Frau trug eine karierte Jacke und enge Jeans. Unter der Jacke wurde der Stoff des roten Pullovers von zwei kleinen Hügel n gewölbt.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?« erkundigte sich Suko im lockeren Tonfall. Er ließ sich auch von der Maschinenpistole nicht beeindrucken, die sie lässig in den Händen hielt, wobei die Waffe bei ihr ein wenig deplaziert wirkte, jedenfalls dann, wenn Suko den Vergleich zu Lady X anstellte.

»Ich hei ße Linda Brackett.«

»Die Malerin?«

»Sehr richtig.«

»Und was haben Sie hier zu tun?«

»Das werde ich Ihnen vielleicht später mitteilen. Falls Yuisan es zuläßt.«

»Sie kennen ihn?«

»Ja, ich habe ihn gemalt.«

»Sollten wir nicht doch lieber zu ihr gehen?« mischte sich der alte Chinese in den Dialog.

»Gut.« Linda Brackett bewegte die Maschinenpistole ein wenig hin und her. »Gehen Sie vor.«

Damit war Suko gemeint. Er hob die Schultern und lenkte seine Schritte auf den Vorhangspalt zu, der so weit auseinanderklaffte, daß Suko bequem hindurchschreiten konnte.

Die Frau mit der Maschinenpistole in seinem Rücken interessierte ihn jetzt nicht mehr. Er hatte nur Augen für das Bild, das sich ihm

bot. Es war schlicht und schrecklich.

Shao lag auf einer ausgeklappten Liege. Bleich war sie, bleich wie der Tod. Sie trug auch ein weißes Gewand, das bis zu den Knöcheln reichte und hatte die Arme eng am Körper liegen.

Genauso legte man Tote in einen Sarg.

In Suko verkrampfte sich etwas. Er spürte den kalten Schweiß auf seiner Nackenhaut und stand dicht vor einer Explosion. Wenn die Bestien Shao etwas angetan hatten, dann...

»Gehen Sie weiter!« zischte die Frau.

Suko bewegte sich wie ein Roboter. Kaum nahm er die vier langen Kerzen wahr, die die einfache Liege einrahmten. Zwei standen am Kopfende, zwei am Fußende.

Da kein Wind die Flammen bewegte, brannten sie ruhig und zeichneten hellere Kreise an die düstere Decke.

Rechts und links bewegten sich der Chinese und Linda Brackett an Suko vorbei. Die Frau blieb so stehen, daß sie über die liegende Shao hinweg mit der Maschinenpistole auf Suko zielte, der wie ein Denkmal wirkte und in Sahaos Gesicht starrte.

Seine Freundin atmete nicht. Jedenfalls konnte Suko nichts wahrnehmen, und schreckliche Befürchtungen stiegen in ihm hoch, so daß er sich kaum traute, eine Frage zu stellen.

Linda Brackett verzog das Gesicht. »Wollen Sie nicht wissen, was mit ihr los ist?«

»Ich habe meinen Auftrag erfüllt«, erklärte Suko rauh. »Jetzt sind Sie an der Reihe.«

Die Frau ging darauf überhaupt nicht ein. »Wollen Sie es wirklich nicht wissen?«

Da entschloß sich Suko zu der Frage. »Ist sie tot?« Jedes einzelne Wort stieß er rauh durch die Lippen.

Jetzt gab Lai Ti Jan die Antwort. »Nein, sie ist nicht tot, noch nicht. Aber mit jeder Stunde, die vergeht, rinnt mehr Leben aus ihrem

Ein leerer Bilderrahmen - das war alles, was ich noch zu sehen bekam. Keine Spur von Yuisan mehr. Der Höllenbote mußte während meiner Abwesenheit aus dem Bild geklettert sein oder aber hatte sich aufgelöst und war in eine andere Dimension geschleudert worden. Was konnte ich tun?

Ich hatte die Beretta, mein Kreuz, den Dolch - und die Lanze, auf die mein Blick fiel.

Ich bückte mich und hob sie auf.

Sie war ziemlich schwer, und sie erinnerte mich an die Waffe, die Myxin dem Herrn der roten Hölle abgenommen hatte. Auch er besaß eine Lanze, aber diese hier war nicht seine, und sie gehörte auch nicht den Dienern des Spuks, denn die Waffen kannte ich genau, sie besaßen keinen Handschutz dicht über dem Griff, wie die Lanze, die ich zwischen den Fingern hielt.

Meine Gedanken begannen zu arbeiten. Sie glitten zurück in die Vergangenheit, und ich dachte darüber nach, wo ich die Lanze schon gesehen hatte.

Es gab da etwas, dessen war ich mir sicher!

Noch einmal schaute ich genau hin. Sie hatte etwas Mittelalterliches an sich, zeigte die gleiche Form und kam mir vor wie eine Lanze, die bei Turnierkämpfen benutzt wurde, wenn kampfstarke Ritter aufeinander zu ritten.

Zu ritten?

Da hatte ich die Verbindung! Diese Waffe gehörte einem Reiter. Und zwar einem bestimmten. Dem Horror-Reiter!

Die Übersetzung, die ich vorhin gelesen hatte, der Vergleich mit AEBA, jetzt die Lanze mit der blutigen Spitze, all das summierte sich, und es formte sich langsam zu einem verwaschenen Bild.

Der Höllenbote und AEBA standen in einem ursächlichen

Zusammenhang. Zwei Größen waren untereinander gleich. Dieser alte mathematische Satz fiel mir ein.

Und weil das so war, da waren sie auch einer dritten gleich. Aber verdammt noch mal, die Horror-Reiter hatte ich doch zusammen mit Kara und Myxin vernichtet!

Je mehr und je länger ich darüber nachdachte, um so weniger verstand ich von allem. Da paßte irgendein Steinchen nicht in das Mosaik hinein, ich hatte mich bei meiner Rechnung vertan und suchte nun verzweifelt den Fehler.

Wo konnte er stecken?

Ich hatte keine Ahnung. Andererseits dachte ich an die Horror-Reiter, die ja nicht mehr lebten. Da mußte ich mich verkalkuliert haben. Im Gegensatz dazu stand die Existenz der Lanze. Wie ich es auch drehte und wendete, zu einem konkreten Ergebnis kam ich nicht. Ein Geräusch unterbrach meine Gedankengänge. Es war im Nebenraum aufgeklungen und hatte sich angehört, als wäre jemand gegen etwas gestoßen.

War der Höllenbote noch da?

Kalt rann es meinen Rücken hinab. Ich schüttelte mich, als hätte man mich mit Wasser begossen, und leicht geduckt näherte ich mich dem Durchlaß.

Dann sah ich ihn.

Er kam aus dem toten Winkel, schob sich auf die Schwelle, und wir schauten uns an. Ein lebender Yuisan stand vor mir!

Suko machte eine innerliche Wandlung durch, die an seinem Gesicht abzulesen war. Es zuckten die Wangenmuskeln, die Adern an seinem Hals schwellen an, die Augen verengten sich, wobei die Haut gleichzeitig bleich wurde.

»Was haben Sie gesagt?« flüsterte der Inspektor und tat so, als hätte er die erste Erklärung nicht verstanden.

»Es rinnt mehr Leben aus dem Körper, je mehr Zeit vergeht! Das ist alles.«

Suko schaute Linda Brackett an und auch Lai Ti Jan. In seinen Augen stand eine Frage zu lesen, und die formulierte er auch. »Warum haben Sie das getan? Warum?«

»Der Grund ist einfach.«

»Dann nennen Sie ihn mir oder ich...«

»Sie werden gar nichts«, erwiderte Linda Brackett kalt. »Überhaupt nichts. Sie machen das, was wir von Ihnen wollen. Denken Sie an Ihre kleine Shao.«

»Ich frage mich, ob sie überhaupt noch zu retten ist«, knirschte Suko und blickte in das bleiche Gesicht, das noch heller wirkte, weil es von den schwarzen Haaren der jungen Chinesin umrahmt wurde. Die Augen hielt Shao geschlossen, ihre Haut wirkte wie ein feingespinnenes Gewebe, nichts an ihr bewegte sich.

Halb offen stand der Mund. Oft kann man sehen, wenn Menschen atmen. Bei Shao war dies nicht der Fall. Suko sah und hörte sie auch nicht atmen.

Sie lag tatsächlich da wie eine Tote.

Trotz der auf ihn gerichteten Waffe bewegte sich der Inspektor und neigte sein Gesicht dem seiner Freundin entgegen. Linda Brackett hob die Waffe an. Sie spannte dabei ihren Körper. Es sah so aus, als wollte sie zuschlagen. Das merkte auch Lai Ti Jan. Er hob beschwichtigend die rechte Hand, so daß sich Linda Brackett wieder entspannte.

Sukos Lippen berührten Shaos Mund. Dabei hatte er das Gefühl, eine Tote zu küssen, so kalt war die Haut, und der Inspektor schauderte. Seine Hand fühlte erst nach ihren Hals. Die Finger legten sich auf die Ader, da mußte er spüren können, ob Shao noch normal lebte. Sie war nicht tot. Suko merkte, daß sich unter der Haut etwas tat. Die Ader bewegte sich, sie pochte, und der Chinese war

beruhigt, als er sich aufrichtete.

»Genug gesehen?« fragte die Brackett kalt.

»Ja, das habe ich.«

»Schön.« Sie lächelte. »Dann können wir ja weitermachen. Und dabei solltest du immer an Shao denken.« Sie war jetzt zu einer vertraulicheren Redeweise übergegangen.

Suko schüttelte den Kopf. »Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet. Was bezwecken Sie mit alldem?«

Linda Brackett schaute auf den Alten. »Willst du es ihm sagen, oder lassen wir es?«

»Er hat eigentlich ein Recht darauf, es zu erfahren. Schließlich wird er auf unserer Seite stehen.«

»All right, dann werde ich nicht so sein.« Die Brackett nickte und schaute Suko an. »Als ich hörte, daß mein Mann nach China mußte, setzte ich alles daran, um mitzukommen, denn dieses Land hatte mich schon immer fasziniert, so sehr, daß ich mich mit ihm und den Menschen beschäftigt habe. Die älteren von ihnen wurden meine Freunde. Ich kam oft in das Chinesenviertel hier in London, und wir sprachen stundenlang über die Kultur, die Menschen und die Mythologie dieses Landes. So lernte ich auch Lai Ti Jan kennen. Er ist übrigens ein Mensch, der sich in der Mythologie seines Volkes sehr gut auskennt. Von ihm wußte ich, daß es Dämonen und finstere Wesen gibt, aber ich wollte nie so recht daran glauben. Dann fuhr mein Mann nach China. Natürlich wollte ich mit und bettelte so lange, bis er zustimmte und ich eine Einreiseerlaubnis bekam. Leider gelang es mir nicht, Lai Ti Jan mitzunehmen, aber er wollte auch nicht so recht. Oder sehe ich das falsch?« Linda Brackett schaute dem Alten in das faltenreiche Gesicht.

»Nein, du siehst es nicht falsch. Als ich hörte, wo ihr hinwolltet, da mußte ich sofort an ihn denken. An Yuisan, den Höllenboten, denn er hat das Gebiet in den Bergen vor langen, langen Jahren kontrolliert.

Es war seine Heimat, die durfte man nicht zerstören.«

»Daran haben Sie sich nicht gehalten?« fragte ich Linda Brackett.

»So ist es. Ich habe versucht, die Sprengungen nicht durchführen zu lassen, sprach von einer schrecklichen Rache, aber meine Warnungen trafen auf taube Ohren. Es wurde gesprengt, und es wurde auch der Berg gesprengt, in dem Yuisan angeblich seine Fleimat haben sollte. Wir bekamen den Beweis für seine Existenz. Als der Berg in die Luft flog, da sahen wir auch ihn. Yuisan schwebte aus dem Krater wie ein gewaltiger Komet. Er war eine Flamme des Schreckens, aber auch ein Fanal der Hoffnung, und sein Anblick prägte sich so unauslöschlich in mir ein, daß ich regelrecht hin war und alle Warnungen vergaß, die mir Lai Ti Jan mit auf den Weg gegeben hatte. Ich sah nur die schreckliche Gestalt. Und während um mich herum das Inferno stattfand, konnte ich nur ihn anschauen. Den Höllenboten.«

Suko sah, wie ihre Augen glänzten und die Konzentration auf ihn nachgelassen hatte. Dann jedoch nahm der Blick einen anderen Ausdruck an. Dem Chinesen kam er deprimiert vor, und mit leiserer Stimme fuhr Linda Brackett fort.

»Ich irrte mich, irrte mich sogar sehr, denn schon nach kurzer Zeit wandelte sich meine Begeisterung in Angst und Resignation, denn ich merkte, daß die Männer mit dieser Sprengung das Grauen freigelegt hatten. Seelen sollte er saugen, so stand es in den mythologischen Schriften. Wir erlebten seine ungeheure Grausamkeit. Männer starben. Einheimische und auch Mitglieder unserer Firma. Auch ich wurde nachts von Träumen geplagt, und da ich mich schon immer für chinesische Kunst interessiert habe und auch selbst künstlerisch begabt bin sowie Kontakt zu den Museen halte, damit ich überhaupt die Ausstellung eröffnen konnte, trug ich mein Scherflein ebenfalls dazu bei. Ich setzte mich hin und malte mir meine Alpträume von der Seele. Dabei saß ich tagelang vor der Leinwand und brachte sein

Bild darauf. Ich mußte ihn einfach zeichnen, um mich von dem ungeheuren Druck zu lösen, der mich so stark belastete. Das Bild wurde fertig, aber der Druck blieb. Ich bin eine Gefangene des Höllenboten und muß seinen Befehlen gehorchen, aber ich will wieder frei sein, verstehen Sie das?«

Linda Brackett schaute Suko dabei an, und der Inspektor nickte. »Ja, das verstehe ich sehr gut. Aber was hat Shao und was habe ich damit zu tun?«

»Gib du die Antwort!«

Lai Ti Jan nickte. »Die Mythologie sagt, daß sich derjenige, der sich einmal im Bann des Höllenboten befindet, aus eigener Kraft nicht mehr lösen kann. Es muß jemand her, der den Höllenboten vernichtet. Ich weiß selbst, wie schwer die Aufgabe ist, doch es gibt keinen anderen Weg. Da du, Suko, bei uns bekannt bist, und da wir wissen, daß du gegen die Mächte der Finsternis kämpfst, mußten wir zusehen, dich in unsere Gewalt oder auf unsere Seite zu bekommen, denn es geht um unser Leben und um das Leben der Menschen, die an der Sprengung teilgenommen haben.«

»Habt ihr aus diesem Grunde Shao entführt?«

»Ja, genauso ist es gewesen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das kann ich einfach nicht glauben«, flüsterte er. »Verdammt, das kann ich nicht. Ihr hättet doch nur etwas zu sagen brauchen.«

Da lächelte der Alte. »Hättest du uns denn geglaubt?«

»Wahrscheinlich ja.«

»Jetzt ist es zu spät. Wir haben uns für die andere Möglichkeit entschlossen. Es wird dir nichts anderes übrigbleiben, als uns zu gehorchen. Denk an Shao.«

Suko warf seiner Freundin einen langen Blick zu. »Daran denke ich immer«, erwiderte er leise. »Was habt ihr mit ihr angestellt?«

»Es ist möglich, daß sie sterben wird«, erklärte Linda Brackett.

»Allerdings langsam, etappenweise gewissermaßen, denn wir haben ihr einen Trank eingeflößt, der sie langsam dahinsiechen läßt. Nur Lai Ti Jan kennt das Gegenmittel, das sie wieder aus ihrer Lethargie reißt. Solltest du dich weigern, mit uns zusammenzuarbeiten oder es nicht schaffen, den Höllenboten zu besiegen, dann wird auch Shao sterben.«

Suko holte tief Luft. »Das ist mir inzwischen klargeworden«, flüsterte er. »Aber was hat John Sinclair damit zu tun! Weshalb mußte ich ihm so geheimnisvoll diesen seltsamen Zettel in die Hand drücken und ihn ins Museum schicken?«

»Das kannst du ebenfalls als Berechnung ansehen«, gab Linda Brackett zurück. »Uns ist bekannt, daß du nicht allein gegen die Mächte der Finsternis kämpfst. Du hast einen sehr, sehr starken Partner, eben diesen John Sinclair. Er sollte in das Museum gehen und sich mein Bild anschauen, denn es ist kein normales Bild, sondern mit dem unheilvollen Geist des Höllenboten gefüllt. Und nicht nur das. Es ist der Höllenbote selbst, der meine Hand geführt hat. Das Bild ist nicht tot«, flüsterte sie, »es wird leben, glaube mir das.«

Suko rann es kalt den Rücken hinunter. Er hatte sein erstes Entsetzen überwunden und begann, klar und logisch zu überlegen. »Wieviel Zeit habe ich?«

Linda Brackett und der alte Chinese schauten sich an und lächelten. »Du hast nicht viel Zeit.«

»Ich will die genaue Stundenanzahl wissen.«

Da schüttelte die Frau den Kopf. »Nein, die bekommst du nicht gesagt. Aber ich werde an deiner Seite bleiben und dich hin und wieder an Shao erinnern. Du weißt jetzt, was mit ihr los ist. Sie bleibt hier liegen. Lai Ti Jans Söhne geben auf sie acht und sorgen für sie. Damit erfüllen sie ihre Pflicht. Tue du die deine.«

Als hätte Linda Brackett damit das Stichwort gegeben, so bewegte

sich der Vorhang, und zwei jüngere, kräftige Männer betraten den abgeteilten Raum.

Sie verbeugten sich vor ihrem Vater und zollten ihm damit Respekt. Beide besaßen dunkles Haar, trugen moderne Kleidung und schwere Revolver in den breiten Gürteln der Jeans.

Linda Brackett lächelte. »Wie du siehst, Suko, gehorchen die beiden ihrem Vater. Sie werden dafür sorgen, daß deiner Shao kein Leid geschieht, wenn du vernünftig bist und es schaffst, den Höllenboten zu besiegen.«

»Ich hätte es auch so getan«, versuchte Suko einen letzten Anlauf zu nehmen.

»Das war die Frage«, erwiderte Linda kühl. »Sicher, du bist ebenfalls ein Geisterjäger. Ob du dich allerdings mit der gleichen Verbissenheit in den Fall gestürzt hättest, wie du es jetzt mußt, das konnten wir nicht glauben.«

Suko mußte zugeben, daß diese Frau ungeheuer raffiniert war. Sie hatte ein Spiel in Gang gesetzt, aus dem es für Suko kein Aussteigen mehr gab.

Er nickte. »Was soll ich tun?«

Da lächelte die Brackett und sagte: »Wir werden zu dem Museum fahren, wo ich meine Ausstellung habe. Vielleicht ist schon alles vorbei. Kann auch sein, daß dein Freund John Sinclair, unser zweites Eisen im Feuer, die Sache bereinigt hat. Ich hoffe, du vertraust ihm. Sollte dies tatsächlich der Fall sein, ist deine Aufgabe erledigt, noch bevor sie begonnen hat. Einigen wir uns darauf?«

»Es bleibt mir nichts anderes übrig.«

»Dann fahren wir drei jetzt mit meinem Wagen zum Museum. Und denke immer an Shao.«

Suko nickte.

»Ja, das mache ich. Allerdings denke ich auch an Sie, Linda Brackett.«

»Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.«

Der Inspektor schaute die Frau für zwei Sekunden an. »Da, Mrs. Brackett, bin ich mir nicht einmal so sicher. Der Zauberlehrling hat gegen den Meister noch nie gewonnen.«

Eigentlich hätte ich mit der Möglichkeit rechnen müssen. Dennoch traf mich der Schock.

Der Höllenbote sah genauso aus wie auf dem Bild. Eine gelblich schimmernde Gestalt, halb Skelett, halb Mensch, eingehüllt in den schwarzen Mantel, der an seinem Rücken in zwei großen Flügeln endete, die er langsam ausbreitete und deren Spannweite ich als ungeheuer bezeichnete.

Er machte mir Angst!

Es war nicht allein der Anblick, sondern auch das Schwert mit der goldenen Klinge. Er hielt es jetzt nicht mehr so, daß die Spitze nach unten zeigte, sondern waagerecht, so daß sie auf einen Gegner, in diesem Fall auf mich, wies. Falls es tatsächlich Karas Schwert war, dann wurden meine Chancen noch geringer. Ich hatte Kara mit dieser Waffe mehr als einmal in Aktion erlebt und wußte, wie gefährlich sie war, denn das Schwert konnte man als Kampfswaffe sowie als magischen Katalysator verwenden, der eine Verbindung zwischen den Dimensionen schlug und Reisen in andere Reiche ermöglichte. Ich hatte es deutlich erlebt, als Asmodina Glenda Perkins entführte und mich dabei höllisch reinlegte. Da hatten auch Kara und Myxin nicht helfen können, aber durch das Schwert war die Verbindung zum Reich des Spuks offengeblieben, in das ich eindringen und Glenda befreien konnte.[\[3\]](#)

So und nicht anders sah ich das Schwert und wußte genau, daß meine Chancen sanken.

Auch ich besaß eine Waffe wie der Höllenbote. Nur trug ich mein Schwert, das ich Destero abgenommen hatte, nicht bei mir. Ich mußte

mich mit dem verteidigen, was mir blieb.

Das war natürlich das Kreuz, dann die Beretta und auch der silberne Dolch.

Aber kam ich damit gegen den Höllenboten an? Das Kreuz entstammte einer christlichen Mythologie und Religion, der Dolch ebenfalls, die Silberkugeln töteten Dämonen niederen Standes, gegen Yuisan würde ich damit nichts ausrichten können.

Aber ich besaß noch eine Waffe. Es war die Lanze, mit der ein Mann getötet worden war.

Eine Lanze, deren Herkunft für mich ebenfalls ein Rätsel war und die ich mit den Horror-Reitern in Verbindung brachte.

Spekulationen, die mir in wenigen Sekunden durch den Kopf gingen und mich ablenkten, was ich mir allerdings auf keinen Fall leisten konnte. Ich schaute auf den leeren Bilderrahmen, ja, er war aus dem Bild gestiegen, und er lebte.

Wieso und warum, das interessierte mich zwar, aber es war müßig, darüber nachzudenken, denn Yuisan wollte sicherlich den Kampf. Er war mir überlegen.

Ich brauchte mir nur die Flügel anzuschauen, um dies festzustellen. Damit würde er sich in die Lüfte erheben können, wie unser Freund, der Eiserne Engel.

Ich war davon überzeugt, daß nur er einen Kampf gegen den Höllenboten überleben würde, doch der Eiserne Engel war weit. Er hielt sich irgendwo zwischen den Dimensionen auf, in Zeitlöchern, zwischen dem Heute, dem Gestern und dem Morgen.

Ich schüttelte mich und wich langsam zurück. Dabei hielt ich die Lanze so, daß ihre Spitze auf meinen Gegner wies. Wenn es zum Kampf kam, dann wollte ich aus diesem kleinen Raum, denn hier hatte ich nur wenig Bewegungsfreiheit. In der Vorhalle des ehemaligen Kinos konnte ich seinen Attacken besser ausweichen.

Der Höllenbote merkte, was ich vorhatte, und er folgte mir. Lautlos

und schweigend...

Bisher hatte er noch kein Wort gesprochen, ich wußte überhaupt nicht, ob und wie er sich artikulieren konnte, und er erschien mir noch gefährlicher als Tokata, der Samurai des Satans, es in seinem Leben gewesen war.

Und dann griff er an.

Er hatte mich nicht erst bis zum Ausgang kommen lassen, sondern bewegte sich gedankenschnell wie ein Schatten. Ich sah das Funkeln der Klinge, blieb dabei stehen und hielt dem Höllenboten die Beutelanze entgegen.

Schwert und Lanze krachten gegeneinander. Ich vernahm einen singenden Ton, die Wucht trieb mich einige Schritte zurück, wobei ich in den Knien einknickte, und dann sah ich die helle Funkenspur, die in die Luft stieß und dort ihren Anfang hatte, wo die beiden Waffen gegeneinandergeklirrt waren. Dieses Geräusch bewies mir, daß der Schaft der geheimnisvollen Lanze nicht aus Holz bestand. Es war nur eine kurze Überlegung. Eine weitere durfte ich mir nicht erlauben, denn der Höllenbote startete seinen nächsten Angriff.

Diesmal kam das Schwert von der Seite. Ich sprang weg. Es wischte vor meinem Gesicht entlang und berührte den Boden, wobei es mit der Spitze hineinhackte und in den Stein eine Furche riß, als bestünde der Untergrund nur aus Teig.

Das Schwert war einfach grauenhaft.

Der nächste Schlag hätte mich fast skalpiert. Ich hörte das Pfeifen dicht über meinem Kopf und stieß die Lanze vor. Es war eine Reflexbewegung. Ich begleitete die Aktion mit einem verzweifelten Schrei, fand auch die Lücke und das Ziel.

Wieder vernahm ich einen metallisch klingenden Laut, als die Spitze der Waffe den Körper des Höllenboten rammte. Für einen Moment war ich abgelenkt, denn mit diesem Aufprallklang hatte ich nicht gerechnet, aber ich erreichte damit nichts.

Der Höllenbote stand weiterhin wie ein Denkmal. Unerschütterlich. Ich mußte weg aus seiner Nähe, denn er verstand es vorzüglich, sein Schwert zu führen.

Da legte er mich rein.

Nicht mit der goldenen Klinge, nein, er hatte einen ganz anderen Trick auf Lager. Plötzlich klappten seine gewaltigen Flügel zusammen. Es ging so schnell, daß ich überhaupt nicht dazu kam, zu reagieren. Ich sah noch die Flügel wie gewaltige Schatten rechts und links von mir, dann klappten sie zusammen, bevor ich mich noch mit einem Sprung zurück retten konnte.

Ein Zeltdach schien man über mich gestülpt zu haben, so düster wurde es. Ich hielt noch immer die Lanze fest, warf mich auch nach vorn und prallte gegen meinen Gegner.

Hart wie Stein war er. Ein lebendes Denkmal, eine andere Formulierung fand ich nicht dafür. In meiner Wut und Verzweiflung ramnte ich noch einmal die Spitze der Lanze gegen seinen Körper. Mit dem gleichen Erfolg wie beim ersten Versuch.

Damit schaffte ich ihn nicht. Dann wollte ich zurück. Alles legte ich in meinen Sprung, wobei ich zuerst beide Füße fest auf den Boden stemmte, mich dann abstieß und nach hinten drückte, um der Umklammerung der beiden Flügel zu entkommen.

Da gab es keinen Spalt, der sich geöffnet hätte, keine Lücke, keinen Riß. Ich war und blieb ein Gefangener dieses unheimlichen Gegners, der mit mir machen konnte, was er wollte. Auch töten!

Nur oben befand sich noch ein Spalt. Durch ihn schaute ich, indem ich meinen Kopf in den Nacken legte.

Sein häßlicher gelber Totenschädel mit der dünnen Haut darüber starrte mich an. Die Mundhöhle zeigte ein böses Grinsen, und irgendwo in seinen Pupillenschächten glaubte ich, so etwas wie Leben zu erkennen. Leben?

Höchstens ein untotes Leben, ein düsteres Glühen, nicht rot nicht

weiß, irgendwie farbenlos, aber dennoch vorhanden.

Verzweifelt kämpfte ich gegen die Umklammerung. Ich drückte meinen Körper zurück, drängte mich mit dem Rücken gegen die harten Flügel des Höllenboten und war doch der Verlierer.

Seine Kraft erreichte tatsächlich die Stärke der Hölle, und er umschlang mich noch härter mit seinen gewaltigen Flügeln, so daß ich Angst bekam, keine Luft mehr zu kriegen.

Es wurde knapp.

Zum Glück hatte ich einen Arm anwinkeln und den Ellenbogen gegen in pressen können, so daß mir noch ein wenig Spielraum blieb. Die seltsame Lanze hielt ich wie im Krampf mit meiner rechten Hand umklammert. Sie wollte ich nicht hergeben, sie... Mein verzweifertes Bemühen wurde unterbrochen, als ich merkte, daß Yuisan mich mit Hilfe seiner gewaltigen Kräfte in die Höhe wuchtete. Auf einmal verlor ich den Boden unter den Füßen und befand mich nun vollends und hilflos in seiner Gewalt.

Was hatte er vor?

Wollte er mit mir das Weite suchen? Mich vielleicht in die Luft steigen zu lassen, um mich aus großer Höhe zu Boden zu schmettern? Nein, er flog nicht, aber er bewegte sich von mir aus gesehen nach links. Und dort befand sich das Bild.

Das hatte ich noch in Erinnerung, und ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch.

Das Bild hatte nicht nur ein unheimliches Motiv gezeigt, eben den Höllenboten, hinzu kam, daß dieser Höllenbote noch lebte. Er war aus dem Bild gestiegen, hatte sich vom Hintergrund gelöst, und ich fragte mich, ob es tatsächlich ein normaler Hintergrund gewesen war. Ich hatte auch eine andere Erklärung. Sie klang phantastisch, wenn ich nicht schon das Gegenteil erlebt hätte.

Der Hintergrund des Bildes konnte durchaus der Einstieg in eine andere Dimension sein oder ein Zeitloch, durch dessen Hilfe jemand

große Entfernungen überbrücken konnte.

Ich wehrte mich, so gut es ging.

Doch die verdammten Flügel waren wie Stahlklammern, die mir so gut wie keine Bewegungsfreiheit ließen. Eng preßten sie sich an meinen Körper, das Atmen wurde immer schwieriger und steigerte sich zu einer Qual. Mein Kreuz reagierte nicht, obwohl ich hart gegen Yuisan gepreßt wurde, und auch mit der Lanze konnte ich gegen ihn nichts erreichen. Sie rutschte mir sogar aus den Fingern. Als ich nachgreifen wollte, war es zu spät.

Ich vernahm nur noch den dumpfen Laut, als sie zu Boden schlug. Dann hatten wir das Bild erreicht, daran zu merken, daß der Höllenbote stoppte und mich noch ein wenig anhievt.

Im nächsten Augenblick stieß er sich ab.

Dabei bewegten sich die Flügel, er ließ mich für den Bruchteil einer Sekunde los, aber nur, um mit beiden Fäusten in meinen Rücken zu stoßen, damit ich wie von einem Katapult geschleudert auf das Schwarze innerhalb des leeren Bilderrahmens zuflog. Es war müßig, die Arme auszubreiten, um zu versuchen, Halt am Rahmen zu finden.

Alles ging viel zu schnell.

Der Sog traf mich mit der Kraft eines Wasserfalls. Und er riß mich dort hinein in das unbekannte Grauen, das der Höllenboote für mich bereithielt...

Man hatte Suko nicht erlaubt, das Steuer zu übernehmen. Der Inspektor mußte sich in den Fond eines alten Peugeot klemmen. Neben ihm saß Lai Ti Jan. Er schaute Suko aus großen Augen an, und der Chinese glaubte, so etwas wie Mitleid in den Pupillen zu lesen. Er sagte nichts. Seine Gedanken kreisten allein um Shao. Sie wollte er retten, und für sie würde er alles tun. Über die Gefahren, die auf ihn warteten, machte er sich keine Gedanken. Er war ja nicht hilflos

wie seine Freundin. Die Waffen hatte man ihm gelassen, denn die anderen besaßen ein viel besseres Druckmittel.

Es war noch immer hell draußen. Der Verkehr hatte sich beruhigt. Die meisten Berufstätigen saßen jetzt in ihren Wohnungen und nahmen das Abendessen zu sich. Sie mußten auf die andere Seite der Themse, und als unter ihnen die Fahrbahn der Westminster Bridge lag, sprach der alte Chinese ihn zum erstenmal an.

»Glaub mir, Suko, auch mir tut es leid, aber ich sah keine andere Möglichkeit.«

Der Inspektor lächelte spöttisch. »Ich habe euch eine bessere aufgezeigt. Wir hätten unbelastet gegen den Höllenboten angehen können. Jetzt stehen wir unter Druck.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Hör mit dem sentimentalen Quatsch auf!« zischte Linda Brackett vom Fahrersitz her. »Es reicht.«

»Warum läßt du nie eine andere Meinung gelten?«

»Weil es besser ist, was wir machen.« Gleichzeitig drang ein Fluch über ihre Lippen, weil sie in Höhe von Westminster Abbey stoppen mußten, denn der Verkehr wurde von einer Demo aufgehalten. Sie befanden sich schon auf der Victoria Street und würden bald auch das Yard Building passieren, wo niemand von den Kollegen wußte, in welchem Fall zwei ihrer besten Beamten steckten.

Sie hatten noch Glück im Pech, denn die Demo näherte sich bereits ihrem Ende. Es waren nur die Reste gewesen, die sie gezwungen hatten, anzuhalten.

Linda Brackett fuhr wieder an. Dabei drehten die Reifen durch und verloren noch mehr an Profil, aber sie wollte unbedingt an einem Lastwagen vorbei, bevor sich der Fahrer vor ihren weinroten Peugeot setzte und sie ihn später kaum überholen konnten. Haarscharf kamen sie mit einem blauen Auge davon. Der Mann im Lastwagen hupte wütend hinter ihnen her.

Das Yard Building tauchte auf. Suko schielte mit sehnsüchtigem Blick an der Fassade hoch und preßte danach hart die Lippen zusammen. Er wäre jetzt gern in seinem Büro gewesen und hätte sich sogar freiwillig über Akten gesetzt, nur damit alles normal blieb. Bis Carlisle Place nahe der Westminster Cathedral war es nicht weit. Sie benötigten nur Minuten und stellten den Wagen schräg auf den Gehsteig vor ein Lebensmittelgeschäft, dessen Rollo schon heruntergelassen war. Dann stiegen sie aus.

Linda Brackett hatte ihre Maschinenpistole mitgenommen. Ein Mantel verdeckte die Waffe. Suko fragte sich, wie die Frau wohl an die MPi herangekommen war. Dann erinnerte er sich daran, daß man im Londoner Chinesenviertel für sein Geld so ziemlich alles bekommen konnte. Auch Maschinenpistolen.

Lai Ti Jan schloß die Tür ab. Im Gegensatz zu der Frau war er ziemlich ruhig. Linda Brackett kaute nervös an ihrer Unterlippe herum und wirkte irgendwie fahrig.

»Komm schon!«

Suko trat neben sie. Er warf einen spöttischen Blick auf den Mantel, der auf seiner Oberseite verdächtig gerade lag, unterstützt durch den Lauf der Waffe. »Die brauchen Sie nicht mehr«, sagte er. »Oder glauben Sie, daß Sie mit der MPi etwas gegen den Höllenboten ausrichten können?«

Linda Brackett warf Suko einen knappen Blick zu. »Nein, gegen ihn nicht, aber gegen Sie. Soviel ich weiß, sind Sie nicht kugelfest.«

»Das stimmt. Nur geben Sie Ihren letzten Trumpf aus der Hand, wenn Sie mich erschießen.«

»Der letzte Trumpf ist Shao«, erwiderte die Frau kalt und bewegte ihren Kopf, ein Zeichen, daß Suko weitergehen sollte.

Er tat es und beschloß, irgendwann, falls der Fall gut ausgehen sollte, mit Linda Brackett abzurechnen.

Sie hatten es nicht weit bis zum Museum. Suko stellte fest, daß es

sich in einem umgebauten Kino befand. Man hatte die Fassade noch so gelassen, nur die Werbung fehlte.

Durch die Glastür, die seltsamerweise nicht verschlossen war, betraten sie die Vorhalle.

Auch Suko fiel das kleine Tischchen auf und die Geldkassette darauf. Hinzu kam die nicht verschlossene Tür, so daß sein Mißtrauen langsam anstieg.

»Haben Sie was?« erkundigte sich die Brackett.

»Ja, ich wundere mich darüber, daß hier niemand mehr sitzt. Das ist ein wenig seltsam.«

»Die offizielle Eintrittszeit ist vorbei«, entgegnete die Frau. Suko hob die Schultern. »Zumindest müßte abgeschlossen sein.«

Linda verengte die Augen. Dann ließ sie den Mantel ein wenig zur Seite rutschen, so daß die Mündung der Waffe unter dem Stoff hervorglitzte.

»Sie haben recht.«

Suko hatte auch den silbergrauen Bentley nicht gesehen. Das allerdings mußte nicht unbedingt viel sagen. John Sinclair konnte den Wagen auch woanders geparkt haben.

Der Chinese mußte vorgehen, während sie die Halle durchquerten. Linda Brackett blieb hinter ihm. Die Mündung der MPi wies dabei auf seinen Rücken.

Suko hatte sich inzwischen so daran gewöhnt, daß es ihm nichts mehr ausmachte. Er war auch der erste, der die Tür aufstieß, damit sie die Ausstellungsräume betreten konnten.

»Sinclair scheint nicht gekommen zu sein«, bemerkte Linda Brackett bissig.

»Er kann auch tot sein.« Das stellte Lai Ti Jan fest. Suko erwiderte nichts. Er schaute über den Alten hinweg, der die rotlackierte Tür geöffnet hatte, und blieb auf der Schwelle stehen. Es war eine Szene, die ihn schockte, erschreckte und gleichzeitig deprimierte.

Zuerst sah er das leere Bild. Nur der Rahmen hing noch an der Wand. Einer schwarzen Wand, wie Suko feststellte, denn von der gegenüberliegenden Seite fiel treffsicher der breite Strahl eines Scheinwerfers auf das »Bild«.

Auf dem Boden aber hatte sich eine Blutlache ausgebreitet. Und inmitten der Lache lag ein Mensch. Ein Toter.

An der neben ihm liegenden Mütze war zu erkennen, daß es sich bei ihm um den Portier handelte, der Eintrittskarten verkaufte und kontrollierte. Und noch etwas fiel dem Chinesen auf. Direkt unter dem Bild sah er eine Lanze. Sie paßte nun überhaupt nicht hierher. Hatte sie vielleicht dem Höllenboten gehört?

Diese Frage quälte den Chinesen, eine Antwort würde er vorerst nicht bekommen.

Linda Brackett stand einen Schritt vor ihm. Suko konnte ihr Gesicht nicht sehen. Sie mußte dennoch geschockt sein, denn er sah es am Zucken ihrer Schultern.

Dann ging sie vor, und ihre Schritte wirkten seltsam torkelnd. »Ein leeres Bild!« flüsterte sie. »Verdammt, da ist ein leeres Bild.« Sie warf sich herum und schaute dabei die beiden Männer an. Ihr Gesicht befand sich im Strahl des Scheinwerfers. Es wirkte seltsam bleich und auch verzerrt, wie eine Maske aus kaltem, hellem Marmor gehauen. »Verschwunden, Yuisan ist verschwunden.« Dabei schüttelte sie den Kopf, als könnte sie es immer noch nicht begreifen.

»Und John Sinclair?« fragte Suko leise. Auch ihn hielt es nicht mehr auf der Schwelle. Er ging auf die Frau zu.

Die hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Verflucht, ich weiß es wirklich nicht. Tut mir leid...«

»Gehört die Lanze auch zu ihm?« Diese Frage stellte Suko und wandte sich damit an Tai Li Jan.

Der Alte gab ihm keine direkte Antwort. Er bewegte sich auf den

Gegenstand zu, hob ihn auf und schaute ihn sich genau an, wobei er ihn so drehte, daß Licht des Strahlers auf ihn fallen konnte. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, diese Lanze habe ich bei ihm nie gesehen. Es ist auch nichts darüber in den alten Schriften erwähnt worden. Yuisan verläßt sich als Waffe nur auf sein goldenes Schwert.«

»Und wo kann er jetzt stecken?« fragte Suko.

Da hob der Alte die Schultern. Diese Geste sagte alles. Auch für Suko, der mit Schrecken an Shao dachte und an die Zeit, die ihm praktisch unter den Fingernägeln hinwegrann.

»War Sinclair denn hier?« fragte Linda Brackett. Sie hatte sich wieder unter Kontrolle und sprach mit normaler Stimme.

»Ich kann es nicht hundertprozentig sagen«, erwiderte Suko. »Und den Mann können wir nicht mehr fragen.«

»Um Ihre Freundin sieht es schlecht aus«, sagte die Frau kalt. Suko erwiderte darauf nichts. Er ging nur einen halben Yard vor und schaute Linda Brackett mit einem so eisigen Blick an, daß sie zusammenzuckte und sich umdrehte.

Tai Li Jan sprach vernünftige Worte. »Wir dürfen uns jetzt nicht streiten, sondern müssen gemeinsam nach Lösungen suchen.«

»Dann zeig mir mal welche!« zischte die Brackett. Ihre Augen glänzten wie im Fieber. Suko wurde das Gefühl nicht los, daß diese Frau nicht mehr sie selbst war. Ein anderer oder etwas anderes hatte von ihr Besitz ergriffen. Unruhig schritt sie durch den Raum, wobei sie einen Kreis schlug und ihr Blick immer wieder das leere Bild traf. Der Mantel war längst von ihrem Arm gerutscht, die Maschinenpistole trug sie jetzt offen zur Schau.

Das beruhigte Suko. Wenn sie nicht mehr Herr ihrer Sinne war, konnte sie zu leicht durchdrehen.

Sie duckte sich, stand etwas gespannt da. Breitbeinig, den Kopf leicht in den Nacken geworfen, die MPi fest umklammert, auf ihren

schwarzen Locken schimmerte das Licht. Ein wenig erinnerte sie Suko an Pamela Scott, auch Lady X genannt.

»Ich spüre es!« raunte sie. »Ich spüre es genau. Er ist nicht mehr hier. Aber sein Geist steckt in diesem Raum.« Sie trat mit dem Fuß auf, wobei sie gleichzeitig die Schulter in die Höhe hob, als würde sie frösteln.

»Aber da ist noch etwas anderes«, hauchte sie. »Etwas, das ich nicht fassen kann. Unheil...«

Zum Schluß hatte sie ihre Stimme so gesenkt, daß sie kaum zu verstehen war. Dann schaute Suko sie an, und der Chinese sah wieder den Lauf der MPi auf sich gerichtet. »Du mußt ihn suchen!«

»Wen? Yuisan?«

»Nein, das andere. Es ist hier, und es paßt nicht so recht zu dem Höllenboten. Es will ihn unterdrücken, das hat er gemerkt, deshalb ist er geflohen. Glaub mir...«

»Wer soll das sein?«

Wieder schüttelte die Frau den Kopf. »Keine Ahnung, aber ich täusche mich nicht.« Sie blickte auf die Lanze. »Vielleicht hängt es damit zusammen. Wirf sie weg!« fuhr sie den alten Chinesen an. Lai Ti Jan öffnete seine Faust, als wäre die Lanze glühend heiß geworden. Sie prallte zu Boden und blieb dicht neben dem Riß liegen, den das Schwert hinterlassen hatte.

»Ja, das ist gut.«

»Ist es jetzt weg?« erkundigte sich Suko mit ruhiger Stimme. Er durfte auf keinen Fall die Nerven verlieren.

»Nein!« wisperte Linda. »Es ist noch hier!« Während sie sprach, sprühten vor ihren Lippen Speichelbläschen, und sie hielt den Blick auf den Durchgang gerichtet, der die beiden Ausstellungsräume miteinander verband. »Ich glaube, daß es dort lauert.«

»Dann sehe ich nach.«

Scharf sog sie die Luft durch die Nase ein. Für einen Moment

schien es so, als hätte sie etwas dagegen. Schließlich nickte sie und meinte: »Ja, schau dich um. Licht hast du ja.«

Suko wollte gehen, als alle drei von einem Geräusch aus dem Nebenraum aufgeschreckt wurden.

Es paßte überhaupt nicht hierher, denn das war Klappern von Pferdehufen...

Die drei standen auf dem Fleck, als hätte ihnen jemand Leim unter die Sohlen geschmiert. Damit hatte nun niemand gerechnet, und jeder wartete darauf, daß sich das Geräusch wiederholte. Dies geschah nicht. Die Frau warf Suko einen fragenden Blick zu. Der Inspektor konnte nur die Schultern heben, eine Antwort wußte er auch nicht. Man mußte der Sache eben auf den Grund gehen.

Aber wer hielt ein Tier innerhalb dieses seltsamen Museums gefangen? Oder waren es etwa Reiter und Tier? Da stimmte eine ganze Menge nicht, und nicht nur Suko fühlte sich in dieser bedrückenden Atmosphäre unwohl. Die Luft schien schwerer geworden zu sein. Irgendwie faßbar wie Schleim.

Was lauerte im anderen Raum?

Er war wenig erhellt. Wie auch in dem Raum, in dem sie standen, brannte zwar Licht, doch die einzelnen Lampen waren punktuell auf bestimmte ausgestellte Objekte gerichtet, so daß sicherlich ein Großteil des Raumes im Schatten lag.

Schatten und Dunkelheit waren schon immer die besten Verbündeten der Schwarzbütler gewesen.

»Na geh schon.« Die Stimme der Frau klang wieder unruhig. Suko nickte. Auch der alte Chinese wollte sich in Bewegung setzen, ihn hielt Linda zurück.

Im Durchgang blieb Suko stehen. Er dachte an die Beretta, den Stab und die Peitsche, die er bei sich trug. Drei gute Waffen. Richtig eingesetzt, konnte er damit schon einiges aus dem Feuer reißen. Und

das hatte er vor.

Der zweite Raum war wesentlich größer als der erste. Er wurde auch durch mehrere Lampen erhellt. Scharf gebündelte Strahlen zerschnitten die Dunkelheit und fanden ihre Ziele in den aufgestellten und meist von Vitrinen und Hauben verdeckten Objekten.

Suko sah zahlreiche Gefäße. Das begann bei der Kanne, ging über zu den geschwungenen und formschönen Vasen und endete bei flachen Tellern oder Schalen.

Die Frau hatte dies aus China mitgebracht. Die Offiziellen mußten sehr viel Vertrauen zu Linda gehabt haben, daß man ihr die wertvollen Dinge so ohne weiteres lieh.

Nur von dem Pferd sah er nichts. Allerdings war dies kein Beweis dafür, daß es sich auch nicht in dem Raum aufhielt, der ja ziemlich groß war, ungefähr dreimal so groß wie der andere.

Zudem war es nicht gut, wenn Suko auf der Schwelle blieb. Er wurde von den Strahlen zu sehr geblendet. Ein paarmal mußte er die Augen zusammenkneifen, wenn er den Kopf drehte, und als er sich einen ersten, einigermaßen guten Überblick verschafft hatte, da wagte er es endlich, einige Schritte vorzugehen.

Er hatte einen Gang entdeckt, einen Hauptgang gewissermaßen, der den Raum und damit auch die ausgestellten Stücke in zwei Hälften teilte. Weiter links verschwand der Gang in der Dunkelheit des Raumes. Dort standen keine Gegenstände, und es gab auch kein Licht. Nach einem Schalter hatte sich Suko vergebens umgeschaut. Die Wände in seiner Nähe waren kahl. Das Licht mußte man irgendwo anders anknipsen können.

Sicherheitshalber zog Suko seine Beretta. Die Dämonenpeitsche war zwar im Endeffekt wirkungsvoller, aber mit den geweihten Silberkugeln konnte er sich die ersten Gegner schon mal vom Leibe schaffen oder sie zumindest erschrecken.

Er hatte sich ein wenig geduckt und wand sich an den einzelnen

aufgestellten Vitrinen vorbei. Sein Ziel war der Teil des Raumes, wo sich die Dunkelheit zu einer wahren Wand verdichtet hatte und auch kein Streu-oder Restlicht hindrang.

Er versuchte sowenig Geräusche wie möglich zu machen. Bewegte sich dabei auf den Zehenspitzen, und wenn er voll auftrat, dann federnd. So durchquerte er den Raum.

Halb hatte der Inspektor den Arm gehoben. Aus seiner Hand schaute der dunkle Waffenlauf. Immer wenn er einen Lichtstrahl durchquerte, kam er sich wie auf dem Präsentierteller vor, und über seinen Rücken rieselte es kalt. Als Zielscheibe wollte er doch nicht gelten. Flach drang sein Atem über die Lippen. Die anderen verhielten sich ruhig, und Suko war ein Bündel von Konzentration. Er hatte seine Nerven unter Kontrolle, während er sich Schritt für Schritt seinem Ziel näherte. Ja, da war etwas. Er spürte, daß innerhalb der Dunkelheit etwas Gefährliches lauern mußte, und er glaubte auch, einen Schatten zu sehen.

Groß, wuchtig und auch breit.

Der Inspektor blieb stehen. Diesmal atmete er nicht flach, als er die Luft einsaugte. »Komm raus!« zischte er. »Los, zeig dich!«

Im Prinzip hatte er selbst nicht damit gerechnet, daß seine Aufforderung Erfolg zeigen würde, er wurde von dem Klappern direkt überrascht. Ja, das waren Hufe!

Und der Schatten bewegte sich. Wurde größer, sogar so groß, daß Suko ein unangenehmes Gefühl beschlich, und er sah einen Pferdekopf mit glühenden Augen.

Für einen Moment mußte er an die Tiere denken, die auch die Leichenkutsche gezogen hatten, aber die waren erledigt.[\[4\]](#) Nein, dieses Pferd war ein anderes.

Und es trug eine Gestalt.

Den Horror-Reiter!

Suko erging es wie seinem Freund John Sinclair. Er war völlig perplex, überrascht und begriff es einfach nicht, denn auch er war der Meinung, die Horror-Reiter erledigt zu haben.

Aber der, der da aus der Dunkelheit auf ihn zuritt und hochaufgerichtet auf dem Pferderücken hockte, war einer der Horror-Reiter. Ein Wesen der Apokalypse, ein Bote des Grauens wie auf der anderen Seite Yuisan.

Jetzt hatten sie es nicht nur mit einem, sondern mit zwei Gegnern zu tun. Noch schlimmer.

Das pechschwarze Pferd mit den roten Augen hielt an. Von einem schräg nach unten fallenden Lichtstrahl wurde der Reiter getroffen, und diese Helligkeit beseitigte Sukos letzte Zweifel. Die unheimliche schwarze Rüstung, die Visierkappe vor dem Gesicht, das alles gehörte dazu. Jetzt wußte auch der Chinese, wem die Lanze gehörte.

Dem Reiter.

»Du bist es!« flüsterte Suko.

»Ja, ich!« Dumpf und drohend klang die Stimme unter dem Gesichtsschutz auf, und Suko wünschte sich jetzt ein Schwert, um diese Gestalt zu zerstören.

»Was willst du?«

»Meine Rache. Die Rache an denjenigen Personen, die meine drei Brüder getötet haben. John Sinclair, Kara und du!«

»Was ist mit Yuisan?«

Da grollte ein schauriges Lachen dem Chinesen entgegen. »Er ist geflüchtet, weil er glaubte, mir entkommen zu können. Aber der Höllenbote kann kein Schicksal spielen. Das allein bleibt mir überlassen, und er wird mir wieder gehorchen, wenn ich mit euch fertig bin. Und vielleicht legt er mir dann als Geschenk den toten John Sinclair vor die Füße.«

»Was ist mit John?«

»Yuisan hat ihn mitgenommen. Er will ihn für sich allein haben.

Auch ich wäre mit ihm gegangen, aber ich muß die wichtige Aufgabe hier erledigen. Erst werde ich dich töten, dann kommt Kara an die Reihe. Die Schöne aus dem Totenreich darf nicht länger leben.«

Suko wollte herausbekommen, ob Kara schon irgend etwas bemerkt hatte, denn sie war immer auf der Hut, führte gemeinsam mit Myxin Beschwörungen durch und merkte oftmals, daß die andere Seite etwas plante. Vielleicht war es ihr auch hier gelungen.

»Weiß Kara über dich Bescheid?« wollte der Chinese wissen.

»Es ist möglich. Aber sie interessiert mich noch nicht. Als Gegnerin ist sie nichts wert. Wenn sich unsere Wege nicht kreuzen, werde ich sie suchen. Vielleicht komme ich auch über Yuisan an sie heran.«

»Was hat er damit zu tun?«

Da grollte es dumpf hinter dem Visier des Horror-Reiters. »Weißt du nicht, daß es Yuisan war, der uns damals gehorchte? Er wurde von AEBA erschaffen. Aus der Erde des unheiligen Landes hat man den Höllenboten geformt und ihm das unheilige Leben eingehaucht. Ein Wesen aus Steinen, Tierknochen, Lehm und schwarzer Magie. Das ist der Höllenbote, und er wird mich allein unterstützen.«

»Dann hat er John Sinclair?«

»Ja, der Geisterjäger muß sich in seiner Gewalt befinden. Und ich glaube, daß er es nicht schafft, dem Höllenboten zu entkommen. Du hast das leere Bild gesehen. Es ist ein Dimensionsloch, wie es sie oft gibt. Wenn du dich dagegenwirfst, zieht es dich hinein in eine andere Welt, und die Zeiten werden aufgehoben. Du kannst Sprünge und Reisen machen, die Vergangenheit oder die schwarzmagischen Reiche stehen dir offen...«

Suko bekam durch diese Worte eine Bestätigung seiner Annahme, und er nickte. In der rechten Hand hielt er nach wie vor seine Pistole, doch mit der linken suchte er nach dem Griff der Dämonenpeitsche. Wenn er sie ausfuhr, konnte er den Gegner

vielleicht damit attackieren und auch schwächen.

Doch Suko war nicht allein, und er hatte die Rechnung ohne Linda Brackett gemacht. Sie hielt es einfach in dem anderen Raum nicht mehr aus, hatte Stimmen gehört und wollte nachschauen. Erregt war sie - und auch unvorsichtig. Zuerst hatte sie nur gelauscht und gehört, daß Yuisan dem Horror-Reiter gehorchen mußte. Das paßte ihr überhaupt nicht. Für sie zählte nur der Höllenbote, denn sie befand sich in seinem Bann und brachte ihm eine Art Haßliebe entgegen. Obwohl sie wollte, daß er getötet wurde, konnte sie es nicht mit anhören, daß sich ein anderer außer demjenigen, den sie ausgesucht hatte, gegen ihn stellte.

Denn dann würde es noch schwerer sein, den Bann zu lösen. Ein regelrechtes Verwirrspiel, das sich in ihrem Kopf abspielte und sie zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen ließ, denn als sie einen Schritt vorging, gab sie nicht acht und stieß mit der Mündung der Maschinenpistole gegen eine Glasvitrine.

Das Geräusch hörten Suko und der Horror-Reiter.

Ein röhrender Schrei drang aus dem Mund des dämonischen Wesen. Gleichzeitig hieb er dem Pferd seine Sporen in die Flanken, der Gaul riß das Maul auf, Schwefeldämpfe drangen daraus hervor, und mit einem gewaltigen Satz sprang er über die erste Vitrine. Das war genau der Augenblick, als Linda Brackett feuerte...

Sonne hatten wir in London auch. Aber nicht so stechend. Auch der Wind war nicht so scharf. Er warf mir feinen Staub ins Gesicht, der die Haut malträtierte und regelrecht hineinbiß.

Ich schüttelte mich, denn ich lag auf dem Boden, hatte die Arme leicht angewinkelt und spürte in meinem Kopf einen dumpfen Druck. Bewegen konnte ich mich. Ich wurde nicht mehr von diesem Monstrum festgehalten und atmete erst einmal durch, wobei mir der Staub zwischen die Zähne fuhr, so daß es knirschte, wenn ich sie

aufeinanderbiß. Schwerfällig stemmte ich mich in die Höhe. Die Unterlage war hart, der Wind fuhr gegen meine Seite und bauschte die Jacke auf. Wo war ich nur gelandet?

Die Sonne hatte in der Tat schon Kraft. Sengend trafen mich ihre Strahlen. Sie brannten in meinen ungeschützten Nacken, ich drehte ihr den Rücken zu und bekam nun freies Sichtfeld.

Nein, in einer anderen Dimension befand ich mich nicht. Man hatte mich auf der Erde gelassen. Ich selbst stand in einem Tal und sah vor mir zahlreiche Baubaracken und Buden. Dahinter stieg das Gelände an. Erst sanft, dann wurde es felsig, und als mein Blick weiterglitt, zu den Gipfeln der Berge hoch, da erkannte ich, daß die Natur verändert worden war. Jemand schien mit einer Riesenfaust auf die Gipfel geschlagen zu haben, denn sie waren zum Teil verschwunden. Gewaltige Felsmassen waren bewegt und zu Tal geschafft worden. Allerdings gibt es auf der Erde wohl kaum Wesen, die solche Riesenfäuste besitzen, und mir kam der Gedanke, daß die Berggipfel durch die Einwirkung der Technik ihre Form verloren haben mußten.

Vielleicht durch Sprengung.

Ja - alles wies darauf hin. Schon des öfteren war ich in Steinbrüchen gewesen. Es gab immer markante Punkte, denen man ansah, daß sie künstlich entstanden waren. Da sahen oft ganze Felswände so aus, als hätte sie jemand zerschnitten. Andere hatten dem Druck nicht standhalten können und waren gekippt. Tonnen von Gestein hatte man in die Luft geblasen, die irgendwo anders wieder zu Boden fielen und dort völlig neue, apokalyptische Landschaften schufen. Wie auch hier.

Und davor stand die Budenstadt. Aber nicht nur Baracken entdeckte ich, auch technisches Gerät. Ein Bohrturm, klein in seinen Ausmaßen, eben so, wie man ihn zu Probebohrungen benutzt. Zwei Lastwagen standen dort auf ihren rostigen Felgen, und über allem lag ein braungelber Staub, der vom Wind wie eine nie abreißende Fahne

bewegt wurde, so daß er manchmal die Sonne verdunkelte.

Hier hatte die Hand des Menschen in die Natur eingegriffen, und ich stellte mir die Frage, ob das wirklich nötig gewesen war. Es war nicht mein Problem, damit fertig zu werden, ich mußte erst einmal zusehen, wo ich mich überhaupt befand.

Eins war sicher. Durch schwarze Magie hatte ich eine Entfernung überbrückt, für die ein Reisender sicherlich Tage benötigte. Ich hatte sie in einem Atemzug geschafft und war in ein Land gekommen, aus dem der Höllenbote stammen mußte.

China!

Ja, es konnte nicht anders sein. Ich erinnerte mich wieder an Bilder und Fernsehberichte, die sich mit dem Reich der Mitte beschäftigten. Ich manchen Gegenden hatte es so ausgesehen wie hier. Graugelber Staub, gewaltige Ebenen, Land, das terrassenförmig anstieg, so wie ich es hinter mir sah und hohe, zerklüftete Gebirgszüge, wie sie vor mir lagen.

Ich befand mich in Yuisans Heimat.

Und ich war allein.

Eine schlimme Vorstellung. Fast wünschte ich mir, den Höllenboten in der Nähe zu haben, so aber war ich auf mich allein gestellt, was man nicht gerade als einen Vorteil bezeichnen konnte. Angst verspürte ich nicht, denn ich sah es schon als einen Vorteil an, nicht in einer anderen Dimension oder in einem anderen Schreckensreich verschollen zu sein.

Ich befand mich auf der Erde!

Die Baubuden interessierten mich. Das Erbe einer Zivilisation, das allmählich verrottete.

Einen letzten Blick warf ich zurück auf der Suche nach einer Ansiedlung, einem Dorf oder einer Stadt, doch das Land war nur öde, kahl und wirkte deprimierend. Hinzu kam der Staub, der alles wie ein gewaltiges Leichentuch zudeckte.

Auch meine Füße wühlten ihn auf. Tückisch bedeckte er Spalten und Vertiefungen im Gelände. Manchmal auch hochkant stehende Steine, über die ich stolperte. Zudem führte mich mein Weg bergab, und ich mußte achtgeben, daß ich nicht rutschte.

Vor den Baubuden wurde es besser. Erst jetzt sah ich, daß die meisten keine Scheiben mehr besaßen. Nur noch Löcher glotzen mich an. Durch sie piffte der Wind ungehindert. Einen Brunnen sah ich auch. Man hatte das Loch mit Holzlatten abgesichert. Auch an ihnen waren Wind und Wetter nicht spurlos vorübergegangen. Schief und krumm standen die Latten in der lockeren Erde.

Gegen die Wände der Bauten hatte der Wind den Sand geworfen. Eine kniehohle Schicht bedeckte sie wie Kleister.

Ich schüttelte mich. Diese Öde und Leere machte mich noch verrückt. Ich wurde an die alten Goldgräberstädte des Westens erinnert, nur gab es hier keine verlassenen Saloons oder Stores.

Sogar eine Müllhalde bekam ich zu sehen, als ich an der Rückseite eines Hauses nach links schielte.

Coladosen, Trockengemüse, Fleischkonserven, Flaschen. Dazwischen Papier und Tuchfetzen. Die Mulde lag ziemlich windgeschützt, so daß das Zeug nicht durch die Gegend flog.

Ich umrundete das Haus und blieb vor der Frontseite stehen. Wenn ich nach links und rechts schaute, erkannte ich so etwas wie eine Straße, denn die Baracken waren so ziemlich in einer Linie gebaut worden. Steinhart und trocken präsentierte sich der Boden, und von den Hängen jenseits der Buden hier hörte ich das Rollen kleiner Steine. Mich interessierte die Behausung vor mir. Ich wollte mir das Innere anschauen, ging auf die Tür zu und zog sie auf. Sie war seltsamerweise noch in Ordnung, es fehlte nur, daß mich jemand lächelnd begrüßt hätte. Begrüßt wurde ich. Von einem Toten.

Stocksteif blieb ich stehen und starrte auf die Leiche, die auf dem Rücken lag.

Durch die zerstörten Fenster fielso viel helles Licht, daß ich den Kopf sehr genau erkennen konnte.

Es war kein normaler menschlicher Schädel. Was da auf dem Hals saß, erinnerte mich fatal an das Monstrum, dem ich diese unfreiwillige Reise zu verdanken hatte.

Die Leiche trug einen gelblich schimmernden Skelettschädel!

Ein Ebenbild des Höllenboten.

Es gab keine andere Formulierung, und der Tote war auch kein Einheimischer, sondern ein Europäer. Er trug die europäische Kleidung, eine Hose mit Bügelfalten, ein gestreiftes Hemd, sogar eine Krawatte, und dann dieser häßliche Schädel. Gelb wie eine Laterne und mit einer Haut überzogen, die dünn und durchsichtig war, so daß ich die Knochen erkennen konnte.

Als ich mich einigermaßen gefaßt hatte, ging ich auf das Wesen oder den Toten zu, kniete mich und befühlte seinen Körper. Meine Finger tasteten über die Haut.

Überrascht hob ich die Augenbrauen. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, die kalte Haut eines Toten zu berühren, da irrte ich mich. Die Haut des Menschen war nicht kalt, sondern warm, wie bei einem lebenden Menschen.

Das irritierte mich, und ich erhob mich wieder. Wieso hatte sich der Tote nicht abgekühlt? Eigentlich gab es dafür nur eine Erklärung. Er mußte ein Dämon sein und unter Umständen noch leben, was mir wiederum überhaupt nicht gefiel.

Aber wie kam er hier in dieses Land? Diese Frage stellte sich mir, und ich suchte nach einer Antwort. Er war ein Diener oder ein Opfer des Höllenboten. Unter Umständen hatte er als normaler, lebender Mensch sogar beim Bau dieser Anlage geholfen und sich an der Sprengung aktiv beteiligt.

Ja, das konnte es sein. Bestimmt gehörte er zu einer der Firmen, die

sich die Rechte erworben hatten, in diesem Teil Chinas nach Bodenschätzen zu suchen.

Und dabei war er dem Höllenboten in die Quere gekommen, den eine gewisse Linda Brackett so echt und plastisch auf die Leinwand gebracht hatte.

Yuisan hatte sich schrecklich gerächt! Ich brauchte mir nur den Toten anzuschauen.

Der Schädel machte auf mich einen abstoßenden Eindruck. Die dünne Haut besaß einen irgendwie fahlen Glanz, und sie zog sich um die Mundhöhle, die Nasenlöcher als auch die Augen herum. Über der Stirn wurde der Schädel breiter, seine Platte bestand aus glatten Knochen. Ich schob die Ärmel der Jacke, die er trug, zurück und schaute mir seine Hände und die Arme an.

Auch diese Haut schimmerte gelblich. Allerdings ein wenig dunkler als der Schädel, und sie kam mir irgendwie schmutzig vor. Ich rollte den Ärmel wieder zurück.

Wie mochte der Mann in diese Baracke gekommen sein? Wie lange lag er hier? Einen Monat, noch länger ich wußte es nicht, drehte mich um und verließ die Unterkunft.

Die Sonne stand noch immer am Himmel wie festgeklebt. Blaß sah sie aus. Blaß und bleich, weil der Wind wieder lange Staubwolken in die Höhe trieb, die sich als wirbelnde Gebilde vor die Sonnenscheibe legten. Die stechenden Strahlen trafen meinen ungeschützten Kopf und den Nacken. Ich mochte diese Hitze nicht und vor allen Dingen nicht den gelbbraunen Staub, der sich in jede Pore setzte.

Ich beschattete die Augen mit der Hand, indem ich sie an die Stirn legte. So wurde ich von der Sonne nicht geblendet, wenn ich zu den Hügeln hochschaute, wo ich nach Leben suchte.

Aber hier lebte nichts. Es war alles tot, und es war fraglich, ob ich auch Wasser fand. Zwar gab es hier einen Brunnen, doch der war

sicherlich ausgetrocknet und vom Sand zugeschüttet worden.

In den Bergen regte sich nichts. Die durch die Sprengung zum Teil zerstörte und umgeformte Bergwelt hatte seltsame Formen gebildet. Da gab es glatte Felswände, wo es sonst Hänge gegeben hatte. Es waren Täler entstanden und neue Gipfel. Riesige Steinfelder hatten sich talwärts gewälzt und waren irgendwann einmal zur Ruhe gekommen, wo sie nun gewaltige Geröllhalden bildeten.

Ich wandte mich wieder ab und befand mich noch in der Bewegung, als ich das Geräusch hörte.

Sofort konzentrierte ich mich. Das Geräusch war hinter mir aufgeklungen, im Haus also, und dort befand sich nur der Mensch mit dem gelben Skelettschädel.

Die Tür hatte ich nicht völlig geschlossen. Sie stand noch spaltbreit offen, aus diesem Grunde hatte ich das Geräusch auch hören können. Ich machte nicht den Fehler und riß die Tür mit einem wilden Ruck auf, sondern umklammerte mit einer Hand die Kante und zog sie langsam zu mir heran. Sand hatte sich in die Angeln gesetzt. Das häßliche Knarren und Ächzen streifte mir eine Gänsehaut über den Rücken, und ich verzog das Gesicht, als hätte ich Essig getrunken. Wenn der Skelettschädel jetzt im toten Winkel lauerte, mußte ich mich vorsehen. In meiner anderen Hand lag der Dolch. Ich wollte nicht schießen, denn ein Schuß wäre in dieser Berg-und Talwelt meilenweit zu hören gewesen und hätte vielleicht anderen Wesen etwas von meiner Anwesenheit verraten, die mich bisher noch nicht entdeckt hatten. So wollte ich mich lautlos wehren, falls es zu einem Kampf kam. Im Augenblick allerdings bestand keine Gefahr. Ich warf einen Blick in die Hütte und sah, daß der Veränderte dabei war, sich aufzurichten. Er drehte mir den Rücken zu. Vom Schädel sah ich nur die Hinterpartie, die glatte gelbe Fläche und vernahm die seltsam keuchenden oder grunzenden Laute, die der andere ausstieß.

Ein Schritt brachte mich über die Schwelle. Ein neuer Windstoß

fuhr in das Tal, brachte frischen Sand mit und wühlte alten auf. Auch durch die Tür drang der feine Schleier und quoll in die Baracke. Ich ließ dem Wesen Zeit. Erst als es stand, machte ich mich durch einen Zischlaut bemerkbar. Hinter mir fiel die Tür zu, weil der Wind sie nach innen bewegt hatte.

Der andere hatte mich gehört.

Langsam drehte er sich um.

Zwar hatte ich ihn schon einmal gesehen, dennoch wurde ich von dem Anblick getroffen, denn er bewegte jetzt seinen Mund. Aus diesem klaffenden Spalt drangen die unartikulierten Laute, und es sah wirklich schaurig aus.

Ich schüttelte mich.

Das Wesen glitt zurück. Wahrscheinlich hatte es mit mir nicht gerechnet. Ob es mich als Feind ansah, wußte ich nicht, auf jeden Fall wich es so weit nach hinten, bis es gegen einen Tisch stieß und stehenblieb. Ich folgte ihm. Die Spitze des Silberdolchs zeigte auf seine Körpermitte, und ich fragte: »Wer bist du?«

Ich bekam eine Antwort, konnte sie allerdings nicht verstehen, nur ein undefinierbares Grunzen drang aus dem Maul.

»Kannst du nicht reden?«

Das Wesen streckte seine Arme aus und spreizte die Hände. Gelbe Finger sah ich, ebenfalls von der dünnen Haut überzogen, wie sie auch der Höllenbote besaß. »Gibt es noch andere?«

Das Wesen antwortete auf seine Weise. Es stieß sich vom Tisch ab, so daß er ins Wanken geriet. Dann bewegte es sich in meine Richtung und wollte mich packen, doch dagegen hatte ich einiges. Mein rechter Arm wischte vor. Die Klinge zielte auf die Hand des Monstrums.

Und sie traf.

Ich hatte ihn nur verletzen wollen, es war ein Test gewesen, um zu sehen, inwieweit meine magischen Waffen überhaupt wirkten. Da tat

sich nichts.

Diesen Schock mußte ich erst einmal verkraften. Der Dolch oder vielmehr die Spitze rutschte vom Handteller ab, so daß ich das Gefühl hatte, mit dem Dolch gegen ein starkes Gummi gestoßen zu haben. Mein Arm federte regelrecht zurück, und ich bekam die neue Erkenntnis, daß ich meinen Gegner mit dieser Waffe nicht besiegen konnte. Die Haut schützte ihn.

Der Dolch war stark, ebenso wie die Silberkugel oder fast sogar noch stärker. Wenn er es nicht schaffte, die dünne Haut zu zerstören, wer sollte es dann schaffen?

Das Kreuz!

Ich fingerte es unter meinem Hemd hervor. Geheimnisvoll waren seine Zeichen. Noch immer war es mir nicht gelungen, ihr Rätsel zu lüften. Das mußte irgendwann geschehen, damit ich es effektiver einsetzen konnte, wobei ich hoffte, daß ich mit dem Seher wieder in Berührung kam, der sicherlich mehr über das Kreuz und seine Geheimnisse wußte. Zur Zeit mußte ich mich einfach darauf verlassen, daß es reagierte, wenn Mächte des Bösen in der Nähe waren.

So nahe wie möglich ging ich auf das Monstrum mit dem gelben Schädel zu.

Konnte ich etwas erreichen?

Bevor das Wesen mich packte, schnellte mein Arm vor, und ich drückte das Kreuz gegen den Kopf.

Ein Zittern lief durch die Gestalt. Für zwei Sekunden stand ich unbeweglich auf der Stelle und wartete darauf, daß mein Gegner zusammenbrach und sich auflöste.

Das geschah nicht. Er blieb auf den Beinen, und aus seinem Maul drang ein heiseres Knurren. Eine Hand schnappte nach meiner Schulter. Die Finger legten sich darauf. Ich rechnete damit, daß sie zudrücken würden, aber ich irrte mich. Die Hand besaß keine Kraft

mehr. Sie glitt von meiner Schulter, den Arm entlang, und als sie nach unten fiel, brach auch das Monstrum zusammen.

Erledigt!

Ich atmete auf und bekam gleich darauf einen Schreck. Der Skelettschädel-Mensch war nicht zerstört worden. Das Kreuz und seine magische Kraft hatten ihn nur schwächen können. Er lag auf dem Boden, schüttelte sich und wollte wieder hochkommen, doch die Kraft war nicht mehr vorhanden. Er stützte sich zwar ab, winkelte auch die gelblich schimmernden Arme an, brach aber dann zusammen und blieb flach auf dem Bauch liegen.

Ich stand daneben, schaute auf den Veränderten und auch auf mein Kreuz.

Mir kam es so vor, als hätte ich einen Gegner ausgeknockt, der jetzt seine Kräfte sammelte, um abermals anzugreifen, denn er drehte sich auf die Seite und versuchte wieder hochzukommen.

Ich hatte mich schon in gefährlicheren Lagen befunden. Und auch in schaurigeren. Was mich an diesem Vorgang so schockte, waren zwei Dinge.

Erstens befand ich mich allein in einem fremden Land, und zweitens sah ich einen dämonisch beeinflussten Gegner vor mir, dem ich mit meinen Waffen nicht beikommen konnte.

Das war das Schlimme.

Den Dolch ließ ich verschwinden und zog die Beretta. Ich wollte es nun doch mit einer Silberkugel versuchen. Irgendwie mußte der Gegner ja zu packen sein.

Noch lag er zu meinen Füßen. Ich senkte die Waffe und zielte auf seine Brust, als er es geschafft hatte, sich auf den Rücken zu drehen. Dann drückte ich ab.

In der engen Baracke klang der Schuß überlaut auf. Das Echo dröhnte in meinem Trommelfell. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das Gefühl, mein Schädel würde auseinanderfliegen. Ich

sah, wie die Kugel traf, und erkannte auch das Loch, das sie in der Kleidung hinterlassen hatte, dann aber reagierte sie so, als hätte ich gegen die Wand geschossen. Als Querschläger pffte sie davon und blieb dicht neben dem Fenster in der Innenwand stecken.

Ein Schock, wirklich!

Das Wesen vor meinen Füßen stöhnte und gurgelte. Es zog auch die Beine an, aber die geweihte Silberkugel hatte ihm nichts getan. Ich stand weiterhin auf verlorenem Posten.

Nachdem das Echo des Schusses verklungen war, empfand ich die Ruhe um mich herum als unheimlich. Nichts unterbrach die Stille, kein Laut drang an meine Ohren, und ich spürte, wie der Schweiß in winzigen Bächen von meiner Stirn rann. Auf einmal empfand ich es innerhalb der Baracke zu eng, ich wollte raus, die Luft war kaum zu atmen, und ich drehte dem Veränderten den Rücken zu, um zur Tür zu gehen. Da der Wind sie ins Schloß gedrückt hatte, mußte ich sie wieder aufziehen.

Noch immer trieben lange Staub-und Sandfahnen durch die Barackenstadt. Gewaltige Schleier, von den Bergen und der Ebene kommend. Die Sonne hatte sich verdüstert. Ich schaute nach links und rechts, kniff die Augen zusammen, damit sowenig Körner wie möglich hineinfliegen konnten und blickte nach rechts und links, wo ich die Straßen eigentlich frei erwartet hätte. Eine Täuschung!

Plötzlich sah ich die unheimlichen Gestalten. Sie mußten aus den Baracken rechts und links gekommen sein, und sie stemmten sich gegen den Wind.

Vier, fünf und noch mehr Wesen entdeckte ich. Männer mit gelben Schädeln auf den Hälsen. Diener des Höllenboten, die von beiden Seiten in einer stummen Prozession auf mich zukamen...

Es war ein schauriges Bild.

Sie stemmten sich gegen den Wind an. Manche hatten ihre Arme

ausbreitet, um das Gleichgewicht zu halten. Auch gingen sie breitbeinig, und ihre Füße hinterließen Spuren im Sand der Straße. Worte oder Laute drangen nicht von ihren Lippen. Die Gestalten blieben stumm, und der in der Luft umherwirbelnde Sand machte sie zu geisterhaften Wesen.

Viel Zeit blieb mir nicht mehr. Ich hätte die Unterkunft früher verlassen sollen, so war ich ziemlich spät dran, denn die anderen hatten den Weg nach beiden Seiten versperrt. Es würde schwer sein, hindurchzukommen. Zudem wurden es immer mehr. Sogar jenseits der Barackenstadt sah ich zwei über den Hang rutschen, eingehüllt in eine Wolke aus Staub und Sand.

Jetzt kamen sie aus allen Löchern, und meine Fluchtchancen reduzierten sich.

Einige hatten sich auch bewaffnet. Sie trugen Stangen in ihren gelb schimmernden Fäusten. Manche waren aus Holz, andere bestanden auch aus Metall.

Ich suchte nach einem Ausweg. Lange überlegen konnte ich nicht, denn das Wesen hinter mir verließ die Baracke und rammte dabei die Tür auf.

Ich bekam sie in den Rücken. Es war ein Aufprall, mit dem ich nicht gerechnet und der mich unvorbereitet getroffen hatte. Schmerzhaft war er zudem auch noch. Ich flog nach vorn, verlor das Gleichgewicht, streckte meine Arme zum Glück aus und konnte den Aufprall so abfangen.

Bis über die Handknöchel reichte der Sand, der so tief auf der Straße lag. Ich rollte mich sofort herum, geriet dabei auf den Rücken und richtete meinen Blick nach vorn.

Das von mir angeschossene und mit dem Dolch attackierte Wesen hatte sich wieder erholt.

Und nicht nur das.

Es hatte sich auch bewaffnet. Wußte der Teufel, woher es die

verdamnte Säge bekommen hatte, auf jeden Fall hielt es die Waffe mit beiden Händen fest, und ich konnte aus meiner Lage die verrosteten Zinken sehen, deren Anblick meinen Magen zusammenklumpen ließen. Der Skelettkopf-Mensch ging noch zwei Schritte, hatte die nötige Entfernung erreicht und ließ sich fallen.

Er kam wie ein Stein. Die Arme halb vorgestreckt, die Säge mit seinen gelb schimmernden Händen umklammernd, wollte er mir die rostigen Zinken über die Kehle ziehen.

Für Abwehrmaßnahmen wie das Hochreißen und schnelle Abstoßen der Beine war es zu spät. Die Gefahr, daß mich der Gegner verletzte, bestand noch immer. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich zur Seite zu rollen. Ich wuchtete meinen Körper herum, überrollte mich ein paarmal, wurde von der Staub- und Sandwolke eingehüllt und vernahm den Aufprall, als der Diener des Höllenboten dicht neben mir zu Boden fiel. Die Arme behielt er weiterhin ausgestreckt, und ich erkannte meine Chance im Bruchteil einer Sekunde.

Ich kam auf die Knie, streckte ebenfalls meine Arme aus und riß ihm die Säge aus den klammen Fingern. Dann warf ich mich auf ihn. Was der Dolch und die geweihte Kugel nicht geschafft hatten, konnte vielleicht die Säge erreichen.

Aus meinem Mund drang ein verbissenes Keuchen, als ich die Säge an seiner Schulter ansetzte und sie ein paarmal hin- und herzog. Die Kleidung wurde aufgefetzt, ich spürte den zähen Widerstand darunter und machte weiter.

Ein Schrei.

Gleichzeitig bäumte sich der andere auf, er kam mit dem Kopf und der Schulter hoch, und ich sah, wie das Blut aus der Wunde das Sägeblatt näßte.

Der Schreck fuhr mit durch alle Glieder. Dieses völlig normale Instrument hatte es tatsächlich geschafft, die widerstandsfähige Haut

zu zerstören. Sofort zog ich die Säge zurück, während sich mein Gegner auf dem Boden wälzte und wimmerte.

Ein Mensch lag jetzt vor mir - kein Monstrum.

Ich sprang auf die Füße. Die Säge hielt ich fest. Sie war meine einzige wirksame Waffe gegen die grauenhaften Gestalten, die inzwischen näher gekommen waren und sogar einen Kreis um mich bildeten. Jetzt wurde es kritisch.

Der Wind hatte gedreht. Er trieb den Staub nicht mehr auf mich zu, die Sicht wurde besser.

Sieben Skelettschädel zählte ich. Am Boden lag der achte und stöhnte. Zum Glück schaute ich auf ihn nieder, denn er hatte noch nicht aufgegeben und war dabei, auf mich zuzukriechen, und mit der linken Klaue meinen Knöchel zu umklammern.

Ich trat gegen seine Hand und sprang gleichzeitig zurück. Noch war der Kreis nicht so dicht, als daß ich ihn nicht hätte durchbrechen können. Ich wartete nicht mehr länger, sondern nahm eine Lücke zwischen zwei Monstern genau gegenüber von mir aufs Korn. Mit gewaltigen Sätzen rannte ich los.

Nach zwei Schritten merkten die Wesen, was ich vorhatte. Sie wollten den Kreis an der Stelle schließen und schafften es auch, bevor ich hindurch war.

Ich schlug einen Haken nach links und visierte eine andere Stelle an. Dort schaffte ich es.

Oder fast. Denn jemand warf mir im wahrsten Sinne des Wortes einen Knüppel zwischen die Beine. In Höhe der Waden spürte ich den harten Widerstand, trampelte, wollte den Knüppel wegtreten, doch der Wunsch blieb Vater des Gedankens. Ich geriet ins Straucheln. Nicht nur das. Durch das plötzliche Hindernis verlor ich das Gleichgewicht und stürzte abermals zu Boden. Noch in der Luft drehte ich mich, so daß ich mit der Schulter aufprallte und durch die anschließende Judorolle sofort wieder mit Schwung auf die Beine

kommen konnte.

Das war auch nötig, denn die Skelettköpfe hatten sich gedreht, und einer schleuderte eine Eisenstange.

Ein gefährliches Ding, das sich in der Luft hochkant überschlug und auf meinen Kopf gezielt war. Ich sprang zur Seite und duckte mich gleichzeitig sehr tief, daß man schon von einem Bücken sprechen konnte. Die Eisenstange wischte über meinen Kopf hinweg. Ich spürte nur noch den Luftzug, dann fiel sie vor mir in den Staub der Straße und blieb liegen.

Das war geschafft.

Dann rannte ich. Nicht sehr schnell, sondern mehr im Dauerlauf, wobei ich immer einen Blick über die Schulter zu meinen Verfolgern werfen konnte, die ihr Opfer nicht aufgeben hatten und mir dicht auf den Fersen blieben.

Ich stand allein gegen mehrere Monster. Bis auf die Säge hatte ich keinerlei Waffen, und ich stellte mir die bange Frage, wie ich mich gegen die Übermacht verteidigen sollte.

Auf dieser Budenstraße konnte ich nicht bleiben. Wenn ich irgend etwas unternehmen wollte, dann mußte ich ins Gelände, wie man so schön sagt. Nur zwischen den Felsen jenseits der langen Geröllhänge hatte ich eine Chance. Da konnte ich mich verstecken, und wenn die anderen kamen, mußte ich zusehen, daß ich sie mir einzeln und der Reihe nach vornahm.

So und nicht anders sah meine Lage aus. Bald hatte ich das Ende der Barackenstraße erreicht. Rechts vor mir lag der Hang. Zwischen den beiden letzten Häusern sah ich einen Weg und schlüpfte hindurch. Durch den Sand hatte ich einigermaßen gut laufen können, nun aber mußte ich mich über Geröll bewegen, und das war verdammt keine leichte Aufgabe.

Ich merkte es bereits nach wenigen Schritten. Die ersten Steine waren bis gegen die hintere Barackenwand der letzten Hütte geprallt

und hatten diese zum Teil beschädigt. Auf allen Steinen lag der Sand als feine Schicht. Er machte das glatte Geröll noch rutschiger, als es tatsächlich war.

Halt bekam ich kaum. Ich ruderte ein paarmal mit den Armen, beugte mich auch nach vorn und vernahm hinter mir die grunzenden Schreie der mich verfolgenden Wesen. Das eigentliche Unheil jedoch kam von einer völlig anderen Seite. Von oben.

Ein Skelettkopf-Mensch mußte auf dem Dach der letzten Hütte gelauert haben, war bis dicht an den Rand getreten und hatte sich fallen lassen. Zielen konnte er, das wurde mir auf drastische Art und Weise klargemacht.

Nichts warnte mich, und den Sprung in meinen ungeschützten Rücken bekam ich voll mit. Der wuchtige Aufprall schleuderte mich nach vorn, ich schrie vor Schreck, und da war nichts mehr, wo ich mich hätte abstützen können.

Mit meinem Gewicht und mit dem des Wesens in meinem Nacken hieb ich auf die Steine. Mit dem Kinn prallte ich auf eine Kante, meine Zähne klackten zusammen, vor den Augen sah ich Sterne, und durch die Bewegung lösten sich einige Steine über mir und rutschten mir entgegen, wobei sie von meinem Gesicht aufgehalten wurden und mir noch Sand in die Augen stäubte, so daß ich für Sekunden blind war. Meine nächsten Reaktionen erfolgten instinktiv und waren vom reinen Überlebenswillen diktiert. Obwohl ich so gut wie nichts sehen konnte, schleuderte ich meinen Körper herum. Der rechte Arm machte die Bewegung mit, die Säge hatte ich ebenfalls losgelassen, und meine Hand klatschte über mir auf den glatten Schädel, ohne ihn allerdings greifen zu können, weil die Finger abrutschten.

Ich spürte Fäuste auf meinem Rücken und schleuderte noch einmal meinen Arm zurück. Diesmal hatte ich mehr Kraft in die Bewegung gelegt. Die rechte Hand wickelte sich um den Schädel, meine Finger krochen über die Stirn und hakten sich in einer Augenhöhle fest. An

den Fingerspitzen spürte ich einen schleimigen Widerstand, verzog das Gesicht und hielt eisern fest.

Nur jetzt nicht aufgeben!

All meine Kraft setzte ich ein, und es gelang mir tatsächlich, den Skelettschädel-Menschen von meinem Rücken auf die Steine zu schleudern, wo er sich überrollte und erst einmal liegenblieb. Meine Augen hatten als Gegenreaktion Tränen gebildet. Sie wuschen sie von den Körnern frei, trotzdem lag weiterhin ein Schleier vor den Pupillen, so daß ich meine Umgebung nur verschwommen wahrnahm, als würde ich mich in einem Pool unter Wasser befinden. Allerdings konnte ich nicht so schlecht sehen, als daß ich meine Gegner nicht erkannt hätte. Sie drängten sich in die Lücke zwischen den beiden Unterküften und schlangen drohend ihre Knüppel und Eisenstangen. Halbblind tastete ich nach der Säge, während weiterhin Tränen über meine Wangen liefen.

Da hörte ich neben mir das Gurren, ich befand mich in kniender Stellung und warf mich herum.

Ein Ann fuhr auf mich zu, der an seinem Ende, wo sich die Hand befand, seltsam dick wirkte.

Obwohl ich es nicht genau sah, dachte ich an einen Stein, den die Klaue umfaßte.

Ich täuschte mich nicht.

Daß ich den Kopf noch zur Seite bekam, empfinde ich heute noch als ein kleines Wunder. So traf der Stein nicht meine Stirn, sondern rutschte am Ohr entlang und dröhnte hart auf meine rechte Schulter. Mühsam unterdrückte ich einen Schmerzensschrei, und als das Wesen zum zweitenmal zuschlagen wollte, hielt ich ihm meine Säge entgegen. Am Geräusch erkannte ich, daß der Stein und das Sägeblatt zusammengeprallt waren. Allerdings wäre mir dabei die einzige Waffe fast aus der Hand geschleudert worden. Nur mit Mühe konnte ich sie festhalten. Ich ließ mich wieder auf den Rücken fallen und

rollte mich mit zwei Umdrehungen aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Jetzt konnte ich auch wieder besser sehen, da die Tränen meine Augen freigespült hatten. Was ich allerdings erkannte, war nicht dazu angetan, mich in einen Freudentaumel zu versetzen, denn die Skelettkopf-Menschen hatten den Durchgang hinter sich gelassen und befanden sich wie ich bereits am Fuße des Geröllfeldes.

Da half nur noch Flucht!

Es war mehr ein Taumeln, wie ich auf die Füße kam. Zudem tat mir die Schulter weh, aber es gibt Streßsituationen, da vergißt man den Schmerz. So erging es mir.

Einen Schritt nur kam ich. Dann warf sich mein spezieller Gegner vor meine Beine, brachte mich zu Fall, zudem rutschte ich noch aus und glitt die Strecke zurück, die ich mit Mühe und Not gewonnen hatte. Dann waren sie da.

Sie kamen wie eine Brandung. Aus meiner Froschperspektive wirkten sie noch größer und unheimlicher. Verzweifelt hielt ich meine Säge fest, schlug im Liegen um mich und hörte das Singen des Sägeblatts, wenn ich Steine damit berührte.

Im nächsten Augenblick traf ein hinterhältiger Tritt mein rechtes Handgelenk. So wuchtig, daß ich nicht mehr in der Lage war, die Säge festzuhalten.

Sie klirrte zwischen die Steine. Ich schnellte hoch. Eine verzweifelte Abwehr, ein letztes Aufbäumen, und meine Fäuste wühlten sich in die Leiber der Höllendiener. Zwei schaffte ich mir vom Hals, doch die doppelte Anzahl wuchtete gegen mich, und diesem Ansturm war ich nicht gewachsen.

Ein letzter Rundschlag fegte noch einen von den Beinen, dann aber brachen sie wie eine Woge über mir zusammen...

Nein! Nicht! wollte Suko noch schreien, doch das harte Tack-Tack

der Maschinenpistole ließ ihn erst gar nicht dazukommen. Die MPI hämmerte ihre tödliche Ladung aus dem Lauf. Mündungsfeuer blitzten an verschiedenen Stellen, ein Zeichen, daß die Waffe in den Händen der Frau tanzte, oder Linda sich bewegte.

Die Kugeln pfften wie böartige Hornissen. Glas splitterte. Vitrinen wurden buchstäblich von ihren Sockeln gefegt, sie krachten zu Boden, wo sie zerbrachen und als Scherbenhaufen liegenblieben. Die Geschosse verschonten auch die wertvollen Kunstgegenstände aus dem alten China nicht.

Vasen, Schalen und Teller flogen hoch, wurden von den Kugeln getroffen und zerstieben.

Ein höllisches Inferno herrschte innerhalb des Ausstellungsraums, und Suko hatte schon beim ersten Aufflackern des Mündungsfeuers das Richtige getan.

Er lag am Boden.

Wieder orgelte die Waffe. Linda Brackett hatte sich jetzt eingeschossen, und sie hielt voll drauf. Sie stand breitbeinig in der Tür, ihr Gesicht war verzerrt. Vom Restlicht eines Scheinwerfers wurde es getroffen und schimmerte wie eine bleiche Totenmaske.

Wie durch ein Wunder brannten die Scheinwerfer noch, und als Linda Brackett die Waffe schwenkte, zielte sie direkt auf den unheimlichen Horror-Reiter, der natürlich nicht auf dem Fleck stehengeblieben war, sondern direkt gegen die Schützin anritt und damit auch in den Hagel aus Blei geriet.

Was an Vitrinen von den Kugeln nicht zerstört worden war, das besorgte der Horror-Reiter.

Als sich das Pferd in der Luft befand, da duckte er sich auf dem Rücken zusammen, um nicht mit dem Schädel gegen die Decke zu stoßen, und er wurde von den Einschlägen der Geschosse regelrecht durchgeschüttelt. Aber sie taten ihm nichts.

Gegen normale Kugeln war dieses Wesen resistent, und auch die

Wucht der Treffer konnte den Horror-Reiter nicht aus dem Sattel schleudern. Er blieb auf dem Pferderücken, als wäre er an ihm festgeleimt. Linda Brackett tobte.

Sie schrie und schoß.

Mit Entsetzen hatte sie festgestellt, daß ihre Waffe nutzlos war, und doch versuchte sie es, jagte die letzte Garbe aus dem inzwischen heiß gewordenen Lauf und mußte mit ansehen, wie die Geschosse in die unheimliche schwarze Gestalt und den Gaul schlugen, wobei sie vielleicht Wunden rissen, aber nichts taten.

Ungeheuer groß wuchs der Horror-Reiter vor der Frau auf, die plötzlich klar wußte, was die Gestalt und das Pferd mit ihr vorhatten. Sie sah den Qualm aus den Nüstern dringen, hörte das Fauchen und hechtete mit einem gewaltigen Sprung zur Seite, so daß die um sich schlagenden Hufe sie nicht treffen konnten, sondern gegen die Wand hämmerten, wo sie regelrechte Funkenspuren hinterließen.

Linda Brackett aber lag auf dem Boden. Die Maschinenpistole, eine nutzlose Waffe jetzt, hatte sie fortgeschleudert. Die Angst wurde zu Panik, und sie brüllte in ihrer wilden Verzweiflung nach dem einzigen Menschen, der ihr noch helfen konnte.

Es war Suko.

Der Inspektor hörte, wie sein Name geschrien wurde. Er gellte durch den Raum, in dem es inzwischen aussah, als hätte ihn ein Orkan verwüstet. Die letzten Sekunden waren zu einer wahren Hölle geworden, entfacht von der Frau, die nun um ihr Leben zitterte. Zum Glück war der Chinese von keiner Kugel getroffen worden. Der Bleihagel hatte ihn verschont. Da die Schüsse verstummt waren, konnte es der Inspektor riskieren, wieder aus seiner Deckung zu kriechen.

Kriechen war nicht der richtige Ausdruck, Suko schnellte hoch, und er übersah mit wenigen Blicken die gefährliche Lage, in der sich Linda Brackett befand.

Sie lag auf dem Rücken. Vor ihr stand der Horror-Reiter. Er hockte noch im Sattel, das Tier hatte sich aufgerichtet und fand seinen Stand auf den Hinterbeinen.

Das Wesen hatte die Lanze nicht bei sich, aber es würde ein leichtes sein, die Frau auch ohne diese Waffe zu töten. Sein Vorhaben lag auf der Hand.

Wenn die Hufe des Tieres nach unten rasten, würden sie den Kopf der Frau zerschmettern.

Das wußte Linda, das wußte Suko. Und der Chinese griff deshalb zu einem Radikalmittel.

Seinen Stab trug er bei sich. Wenn er das Wort Topar rief, dann stand die Zeit für fünf Sekunden still. Blitzschnell griff der Chinese in die Tasche, holte seinen von Buddha ererbten Stab hervor und rief das bewußte Wort.

Es hallte durch den Raum, so laut, daß es auch bis nach nebenan zu hören sein mußte.

Im gleichen Augenblick froren sämtliche Bewegungen ein. Für genau fünf Sekunden blieb die Zeit stehen. Die Spanne mußte Suko ausnutzen, um die Frau zu retten. Er allein konnte sich bewegen, andere Lebewesen wurden zu regelrechten Standbildern.

Wie auch der Horror-Reiter und sein Tier!

Beide erinnerten den Inspektor an ein Denkmal, auf das er mit Riesenschritten zujagte, denn fünf Sekunden waren schnell vorbei. Zu schnell oft.

Um die bewegungsunfähige Frau aus der Gefahrenzone zu bringen, mußte Suko selbst unter die Hufe. Er hoffte inständig, daß die Zeit ausreichen würde, Huftritte gegen den Kopf überlebte auch er nicht. Er flog förmlich auf Linda Brackett zu. Seine Beine schienen den Boden kaum zu berühren. Er selbst hatte so viel Schwung in seine Aktion gelegt, daß er das Gleichgewicht verlor, als er die Frau erreichte und nach vorn kippte, wobei es ihm trotzdem gelang, Linda

Brackett zur Seite zu zerren.

Schwer und steif wie ein Brett war sie.

Im nächsten Augenblick waren die fünf Sekunden vorbei. Und Suko hatte unwahrscheinliches Glück.

Als er die Worte gerufen hatte, befand sich das Tier zum Glück nicht in Bewegung. Wäre das der Fall gewesen, hätten Suko die Hufe trotzdem noch getroffen.

So aber mußte sich der Horror-Reiter erst auf die neue Situation einstellen, und das gab Suko Gelegenheit, selbst aus dem Gefahrenbereich zu springen.

Dann fielen die Vorderbeine nach unten. Und sie schlugen verdammt wuchtig zu, denn auch hinter den Tritten des Gauls steckte die Kraft der Hölle.

Suko wich zur Seite, und er mußte abermals springen, als er mitbekam, wie der Horror-Reiter seinen Gaul herumriß, ihn in eine neue Distanz zu seinem Gegner brachte und die beiden vorderen Hufe abermals auf Suko herunterrammten.

Sie fehlten.

Das machte den Reiter unruhig. Unter seinem Visier drang ein schauriges Knurren hervor, und Suko sah zu, daß er aus dem Bereich der Hufe kam. Zudem mußte er dafür sorgen, daß sich Linda Brackett in Sicherheit brachte, wollte sie letzten Endes nicht doch noch ihr Leben verlieren.

»Verschwinden Sie!« schrie der Chineser. »Weg mit Ihnen, Linda!« Suko schlug wieder einen Haken. »Verstecken Sie sich nebenan.« Fast kippte seine Stimme über.

Er bekam nicht mit, ob Linda Brackett seinen eindringlichen Worten folgte, denn er mußte sich um die schaurige Gestalt aus der Jenseitswelt kümmern.

Der Horror-Reiter steckte voller Haß. Und dieser Haß hatte sich nun potentielliert, weil es Suko gelungen war, ihm vorläufig sein Opfer

zu entreißen. So konzentrierte sich die dämonische Gestalt zunächst auf die Vernichtung dieses Gegners. Er wollte ihn mit allen Mitteln zerstören. Koste es, was es wolle.

Der Chinese hatte den Raum fast durchquert. Noch zwei Sprünge, dann mußte er gegen die Wand prallen. Seine Schuhe wühlten in Scherben- und Tonresten. Der Halt war dementsprechend. Es glich schon einem Balanceakt, wie der Inspektor es dennoch schaffte, sich auf den Beinen zu halten. Und er täuschte seinen Gegner.

Nicht gegen die Wand prallte er. Kurz bevor er sie erreichte, machte er auf dem Absatz kehrt, wandte seine Frontseite dem Pferd zu und duckte sich zum Sprung.

Dies alles geschah sehr schnell. Suko war nicht mehr als ein wirbelnder Schatten, und er überraschte selbst den Horror-Reiter damit. Das war auch der Sinn seiner plötzlichen Attacke, die noch längst kein Ende gefunden hatte, denn der Chinese wuchtete seinen Körper vor. Die Beine stießen dabei vom Boden ab, er streckte sich, machte die Arme lang und bekam die Zügel zu fassen.

Sie glänzten ebenso schwarz wie das Fell des Tieres, und Suko hatte seinen Sprung genau berechnet, aber auch alles auf eine Karte gesetzt. Er prallte mit dem Tier zusammen. Gleichzeitig umklammerten seine Hände die Zügel. Mit aller Kraft riß sie Suko nach unten, wobei er nicht nur den Kopf des Tieres mit sich zog, sondern auch noch den Oberkörper und es dem Reiter fast unmöglich war, sich auf den Beinen zu halten.

Er kippte.

Das genau hatte Suko gewollt. Die linke Hand löste er vom Zügel des Pferdes. Mit der freien rechten bekam er die Kleidung des Reiters zu fassen.

Er zerrte daran, und auch das dämonische Wesen folgte den Gesetzen der Physik.

Es fiel nach rechts, auf den Chinesen zu, und da auch das Pferd aus

dem Gleichgewicht geriet, mußte Suko loslassen, um nicht von Reiter und Tier begraben zu werden.

Mit einem gewaltigen Satz sprang er zurück, glitt jedoch auf einer Scherbe aus und mußte zu Boden, wobei er sich mit der Hand abstützte und augenblicklich wieder hochschnellte, so daß er nicht mehr gehandikapt war.

Und er zog seine Dämonenpeitsche.

Hastig schlug er den Kreis über den Boden. Drei gefährliche, magisch aufgeladene Riemen rutschten daraus hervor. Sie bestanden aus der Haut eines Dämons, der sich Herr der roten Hölle genannt hatte. Wohlgemerkt hatte, denn er existierte nicht mehr. In Island hatten Suko und John Sinclair sein Ende erlebt.

Auch der Horror-Reiter hatte sich wieder gefangen. Durch den Schwung war er von dem Rücken seines Pferdes gerutscht, stand neben dem Gaul, der sich schnaufend aufrichtete und wandte Suko seine Frontseite zu.

Der Inspektor erwartete den Gegner breitbeinig. Schlagbereit hielt er die Peitsche. Gern hätte er jetzt den Bumerang gehabt, dann wäre vieles leichter gewesen. Doch die silberne Banane, wie sie scherzhaft genannt wurde, lag im Kofferraum.

Unter dem Visier drangen dumpfe, grunzende Laute hervor. Vom Gesicht des Wesens war nichts zu erkennen, die Lanze hatte es auch verloren, aber der Reiter besaß noch sein kurzes, handliches Schwert, das im Gürtel steckte.

Die Waffe wollte er ziehen.

Suko ließ ihn dazu nicht kommen. Er wuchtete sich vor und schlug mit der Peitsche von unten nach oben. Ein Schlag aus dem Handgelenk, denn so brauchte sein Arm keinen langen Weg zu gehen, er konnte schneller reagieren und sich auf neue Situationen einstellen. Der Horror-Reiter zuckte zurück. Anscheinend hatte es sich auch in seinen Kreisen herumgesprochen, welch große Gefahr

die Dämonenpeitsche für Dämonen barg, und er wollte nicht unbedingt getroffen werden. In der Bewegung griff er nach hinten. Er hatte Glück und bekam die Zügel des Pferdes zu packen, denn nichts anderes hatte er gewollt. Elegant schwang er sich auf den Rücken des höllischen Tiers, stieß einen urigen Schrei aus und gab dem Pferd damit zu verstehen, was es zu tun hatte. Der breite Kopf flog herum, das Maul war offen. Im nächsten Augenblick schoß eine Wolke aus dem Schlund, die so kräftig ausgestoßen worden war, daß Suko ihr nicht mehr ausweichen konnte und sie ihn in seiner Sicht und Aktivität behinderte.

Er hielt die Luft an, weil er das Zeug nicht einatmen wollte. Gleichzeitig tauchte er zur Seite weg. So gab er seinem Gegner Gelegenheit, das Pferd herumzureißen und zu fliehen.

Unter den rasenden und hämmernden Hufen des Tieres flogen die Splitter wie raketenartige Geschosse nach allen Seiten davon, spritzten gegen die Wände und wurden zu Querschlägern.

Suko bekam mit, wie die Wolke gegen die Wand dampfte und an ihr träge zu Boden floß. Da er zur Seite gewichen war, hatte er eine bessere Sicht bekommen, und er mußte mit ansehen, wie der Horror-Reiter durch den Raum preschte.

Wollte er fliehen?

Daran konnte und wollte der Inspektor nicht glauben. So leicht gab ein Dämon nicht auf. Der Reiter hatte sich den Nebenraum als Ziel ausgesucht, und Suko betete innerlich, daß Linda Brackett und Lai Ti Jan schlau genug gewesen und geflohen waren. Sie konnten den Reiter nicht stoppen.

Der Chinese glitt durch die Lichtstrahlen. Für Bruchteile von Sekunden wurde sein Gesicht erhellt, war er ein wirbelnder weißer Fleck, ein Schemen in der Finsternis, dann jagte er schon mit gewaltigen Sprüngen auf den Durchlaß zu und vernahm die gellenden Schreie, noch bevor er ihn erreichte.

Sie waren nicht geflohen!

Der Schrei brach ab.

Dafür vernahm Suko ein dröhnendes Lachen, und als er über die Schwelle flog, da sah er den Horror-Reiter in voller Größe auf dem Pferd sitzen.

Allerdings nicht allein.

In der rechten schwarzen Hand hielt er seine Lanze, die er vom Boden hochgerissen hatte, wurfbereit. Und mit dem linken Arm hatte er seine Geisel umklammert.

Es war Linda Brackett!

»Sie wird sterben!« brüllte er schaurig. »Verflucht, sie wird sterben!«

»Nein, nicht!« schrie Suko zurück und hob den rechten Arm mit der Peitsche.

»Und er auch!« Der Horror-Reiter ließ sich von Sukos Worten nicht beeindrucken.

Rasch wandte der Inspektor den Kopf. Jetzt sah er, wen der Dämon gemeint hatte.

Lai Ti Jan!

Er hatte sich mit dem Rücken an die der Tür gegenüberliegende Wand gepreßt und zitterte wie Espenlaub. Die Angst umfaßte ihn wie mit gierigen Klauen, er schüttelte den Kopf und hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen.

»Tot muß er sein!« gellte die Stimme des Horror-Reiters und bewies im nächsten Augenblick seine Mordlust und Unbarmherzigkeit. Er schleuderte seine Lanze!

Dieses verfluchte, tödliche Instrument, das er so meisterhaft zu beherrschen gelernt hatte und das mit einem regelrechten Pfeifen die Luft durchschnitt.

Suko erstarrte vor Entsetzen. In einem aufzuckenden Gedankenblitz

wurde ihm klar, daß er den Stab zu früh eingesetzt hatte. Jetzt hätte er ihn gebraucht, doch er mußte sich erst wieder neu aufladen, um wirksam sein zu können.

Die nächsten Ereignisse kamen ihm wie in einem Zeitlupenfilm vor. Er konnte den Flug der Mordlanze verfolgen und sah auch die Reaktionen des alten Chinesen.

Als die Lanze auf ihn zuwischte, fielen seine Arme nach unten. Das Gesicht wurde zu einer Grimasse der Angst, angestrahlt vom Restlicht des Scheinwerfers, und noch in der gleichen Sekunde erfolgte ein ungemein dumpfer Aufprall.

Lai Ti Jan zuckte zusammen. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er sich aufrichten und wäre von der Lanze an die Wand genagelt worden. Dann drehte sich sein Körper zur Seite, bekam das Übergewicht, schlug von der Wand auf den Boden und blieb in der Rückenlage liegen, wobei der Lanzenstiel wie ein makabres Todeszeichen aus seiner mageren Brust ragte. Lai Ti Jan lebte nicht mehr.

Was Suko in diesen schrecklichen Sekunden durch den Kopf schoß, waren panische Gedanken.

Aber nicht die Angst um sich selbst, sondern um Shao! Der alte Chinese hatte Shao durch ein Medikament in den totenähnlichen Schlaf versetzt, und nur er kannte das Gegenmittel. Jetzt war Lai Ti Jan tot. Konnte Shao noch gerettet werden?

Das war die Frage, die Suko quälte, die sein Innerstes zu einem gewaltigen Feuer werden ließ, das ihn förmlich verzehrte. In seiner ersten Wut wollte er sich voller Haß und Zorn auf den Horror-Reiter stürzen, der den Tod des alten Chinesen letztendlich zu verantworten hatte und auch vielleicht an Shaos Ableben die Schuld trug, falls es wirklich dazu kommen sollte.

Suko wurde unkonzentriert. Er achtete nicht mehr auf seinen Gegner. Zu sehr war er mit sich selbst und den Gedanken an Shao

beschäftigt, bis sich ein tiefer, fast seufzender Atemzug seiner gequälten Brust entrang. Es war die Angst, die reine Angst, die sich bemerkbar machte. Auch der Horror-Reiter ahnte, daß er mit dem Mord an dem alten Chinesen irgend etwas in Gang gesetzt hatte, wofür er noch keine Erklärung besaß und reagierte nicht mehr, sondern wartete ab.

Unendlich langsam und bald sie eine ferngesteuerte Puppe drehte Suko den Kopf.

Sein Blick brannte sich auf den Reiter fest. »Warum?« knirschte er. »Warum hast du das getan?«

Dumpf klang die Antwort unter der Maske hervor. »Er war mir eben im Weg!«

»Du hättest dich an mich halten können«, erwiderte Suko tonlos.

»Das werde ich auch!« brüllte die dämonische Kreatur und ritt im nächsten Augenblick wieder an.

Bis zu seinem Gegner hatte er nur eine kurze Distanz zu überwinden. Noch immer wollte er Suko tot vor den Hufen seines Pferdes liegen sehen. Fast hätte er es auch geschafft, denn der Inspektor hatte die Folgen seines Schocks noch nicht überwunden.

Er sprang einfach nach hinten. Dabei hatte er Glück, daß er sich in einem Durchgang befand. Sonst wäre Suko gegen die Mauer geprallt und hätte nicht mehr wegkommen können. Suko fiel auf den Rücken, überschlug sich und kam wieder auf die Füße.

Da war der Horror-Reiter schon vorbeigeritten. Suko hörte ihn nur noch, sehen konnte er ihn nicht.

Und er vernahm die Schreie der Frau.

»Nein!« brüllte sie. »Neiiinnn!« Ihre Stimme kippte über und wurde zu einem schrillen, nervenzerfetzenden Stakkato, das Suko von seiner eigenen Lage ablenkte und ihn wieder an die brutale Gegenwart denken ließ.

Mit einem gewaltigen Satz stand er in dem kleinen

Ausstellungsraum. Sein Gesicht verzerrte sich, als er feststellte, daß er zu spät gekommen war. Mit einem federnden Sprung stieß sich das Pferd vom Boden ab und jagte auf den leeren Bilderrahmen an der Wand zu. Zur Hälfte war es bereits darin verschwunden.

Der Horror-Reiter, der seine Geisel nach wie vor festhielt, drehte sich noch einmal zu Suko um. Er schwang dabei die Lanze, und Suko sah das Blut von der Spitze tropfen.

Das letzte, was er von dem Dämon hörte, war gellendes, triumphierendes Lachen.

Dann hatte ihn die andere Dimension verschluckt. Zurück blieben ein leerer Rahmen, zwei Tote und ein verzweifelter Suko...

Einem ersten Impuls folgend, wollte sich der Chinese ebenfalls auf den Rahmen stürzen und die Verfolgung des Horror-Reiters aufnehmen. Nach zwei Schritten zuckte er zurück.

Shao war ihm eingefallen!

Mit Schrecken dachte er an seine langsam dahinsiechende Freundin, und er hielt sich zurück, wobei sich sein Gesicht voller Qual verzog, als er an die Chinesin dachte.

Und er dachte an seinen Freund John Sinclair. Er wußte längst, wo sich John befand. Er mußte ebenfalls eine Dimensionsreise hinter sich haben, wie der Höllenbote und jetzt auch der Horror-Reiter. Gegen John standen zwei gefährliche Gegner, und Suko hätte ihn auch normalerweise nie im Stich gelassen, aber da war noch Shao, und an sie mußte er wieder denken.

»John, verdammt, verzeih mir«, flüsterte Suko und starrte die dunkle Fläche innerhalb des Rahmens an. »Aber ich... ich kann nicht anders.«

Er senkte den Kopf und lenkte seine Schritte auf den am Boden liegenden Lai Ti Jan zu, weil er sich davon überzeugen wollte, wirklich einen Toten vor sich zu haben.

Der Inspektor untersuchte den Mann.

Die Lanze hatte ganze Arbeit geleistet. Seine Brust war eine einzige Wunde.

Langsam erhob sich Suko. Seine Gesichtszüge wirkten wie eingefroren. Gab es noch eine Chance? Er war nicht der Typ, der so leicht aufgab, aber hier konnte er verzweifeln.

Noch lebte Shao, und Suko wollte alles tun, damit es auch so blieb. Vielleicht konnte er sie in ein Krankenhaus bringen. Möglicherweise schafften es die Ärzte, sie zu retten.

Das war die einzige Lösung, die dem Chinesen einfiel. Noch einmal warf er einen Blick auf das Bild, dann drehte er sich hastig um und verließ mit Riesenschritten den Raum. Die Mordkommission konnte er später noch anrufen.

Der Inspektor eilte durch die Halle. Er riß die Tür auf und sah die Lichter der Autos und die Reklame an den Geschäften. Ihm kam es vor, als hätte er eine andere Welt betreten.

Stimmen, Lärm - Hektik.

Für einen Moment blieb er stehen, wischte sich über die Augen und schüttelte den Kopf. Dann gab er sich einen Ruck und ballte die Hände. Ja, er würde kämpfen. Die Schwäche und den Schock hatte er überwunden. Jetzt ging es allein darum, daß er Shao rausholte und auch rettete.

Er sah ein Taxi, winkte, der Wagen hielt, und Suko stieg ein. Er nannte dem Fahrer die Adresse und fügte hinzu: »Fahren Sie, Mann. Und fahren Sie wie der Teufel...«

Ich dachte an die Knüppel und Stangen, die meine Gegner in den gelben Klauen hielten und auch daran, daß sie mich damit totschiagen konnten. Wie ein Tier, das überleben will, rollte ich mich zusammen und zog auch meinen Kopf ein. Dabei riß ich die Hände schützend hoch und erwartete die Schläge, die mich endgültig

zeichnen und vernichten würden. Das Geräusch blieb aus. Ich bekam keine Treffer, wurde nicht zusammengedroschen, dafür vernahm ich mehrere dumpfe Treffer, Aufprallgeräusche über mir.

Das Ächzen und Stöhnen war Musik in meinen Ohren. In diesen Augenblicken dachte ich nicht mehr an mich, sondern nur an meine Gegner, mit denen irgend etwas geschah.

Auf dem Rücken lag ich schon. Ich brauchte nur die Arme von meinem Kopf zu nehmen und konnte sehen, was geschah.

Dicht über meinem Kopf wischte etwas hinweg. Es funkelte dabei, und als ich mich etwas drehte, da wurden meine Augen groß. Der Gegenstand, der über mir hinweggewischt war, hatte sich in der zerfetzten Kleidung und auch in der Haut am Rücken des Gelbschädelligen festgehakt.

Es war ein Wurfstern!

Er schimmerte und glänzte, als würde er aus purem Gold bestehen, und er hatte sich derart im Rücken meines Gegners festgebissen, daß der Unheimliche zu Boden geschleudert wurde. Er stöhnte und blieb liegen. Schon flog der nächste.

Er traf genau in die mit dünner Haut überspannte Skelettfratze. Dabei hakte er sich zwischen der Mund-und Nasenhöhle fest, das Monstrum bekam weiche Knie, riß die Hände hoch und versuchte, den Wurfstern aus seinem Gesicht zu reißen, was ihm aber nicht gelang, denn die geschleuderte Waffe schien mit ihm verwachsen zu sein. Der Skelettmensch führte einen bizarren Tanz auf, schüttelte sich dabei, verlor den Kontakt mit dem Boden und fiel der Länge nach aufs Gesicht. Er rollte über die Steine, überschlug sich dabei mehrere Male und riß die Brocken einfach mit, die hinter ihm hertickten, seinen Körper berührten, ihn übersprangen und mit ihm zusammen erst dicht vor der Barackenwand liegenblieben.

Der Skelettmensch zuckte. Ich sah, wie der Wurfstern wirkte. Er löste den Kopf des Wesens auf. Da verschwand die dünne Haut, der

blanke Schädel kam ungeschützt zum Vorschein, doch er war schon längst brüchig geworden. Ich beobachtete erstaunt, wie er von Sprüngen durchzogen wurde, hörte das Knirschen und Reißen, und dann passierte das, was ich schon oft gesehen hatte.

Aus dem Schädel wurde eine graue, irgendwie breiig wirkende Masse. Das gleiche geschah mit den Händen. Auch dort hatte sich die feine Haut gelöst, und die Finger brachen förmlich auseinander, wobei sie zu der klebrigen, breiigen Masse wurden, die zwischen den restlichen Steinen verlief und im Sand versickerte.

Dann war es still.

Kein Pfeifen mehr, wenn die Wurfsterne durch die Luft schnitten, einfach nur Ruhe.

Ich holte sehr tief Luft und zählte die Reste.

Bis auf einen hatte mein unbekannter Retter sie mit seinen Wurfsternen alle erwischt.

Sie lagen auf dem letzten Teil des Geröllfeldes, waren dabei, sich aufzulösen, und ihre Überbleibsel verschwanden zwischen den rauen Steinen, die den rutschigen Teppich bildeten.

Es war in der Tat ein kleines Wunder gewesen. Aus dem Himmel konnten die Wurfsterne meiner Ansicht nach nicht gefallen sein, jemand mußte sie geschleudert haben.

Nur sah ich niemanden.

Es wäre mir auch dumm vorgekommen, irgendwie ins Blaue hineinzurufen, deshalb ging ich zu den Toten und machte mich daran, die Wurfsterne aufzusammeln. Daß sie wirksame Waffen waren, hatte ich schließlich feststellen können.

Als ich den ersten Stern in die Hand nahm, da zuckte ich überrascht zusammen. Sie kamen mir leicht wie Papier vor, und erst jetzt erkannte ich, daß sie aus einem sehr dünnen Material bestanden. Ich mußte an den sechs Spitzen vorbeigreifen und sah die zwei Stäbe. Sie dienten als Stabilisatoren und hielten die Pfeile zusammen.

Gedankenschwer schaute ich mir einen der Wurfsterne an. Es waren chinesische Waffen, das hatte ich oft genug gehört und auch gelesen, diese aber mußten noch eine besondere Eigenart aufweisen. Sie töteten schwarzmagische Wesen. Demnach mußten sie mit Weißer Magie aufgeladen sein.

Das wollte ich ausprobieren, und das Glück kam mir zu Hilfe. Ich sah links von mir, also noch hinter den Barackenbuden, eines dieser Wesen laufen.

Es wandte mir den Rücken zu, der gelbe Schädel schimmerte, und das Wesen traf Anstalten, den vor ihm liegenden Rest des Geröllhanges hinunterzurutschen, um zwischen zwei ausgebleichten Unterkünften zu verschwinden.

Noch war die Distanz günstig.

Ich hob meinen rechten Arm an und schleuderte den Wurfstern. Erst noch zu zielen, dazu hatte ich nicht die Zeit. Ich brauchte es auch nicht. Dieser Wurfstern reagierte wie mein Bumerang. Seinen Weg schien er von allein zu finden. Er wurde immer schneller, ein paarmal überschlug er sich in der Luft, die Entfernung schrumpfte, und dann fand er mit einer nahezu tödlichen Sicherheit sein Ziel. Den Rücken des Wesens!

Seine Reaktionen konnte ich sehr gut erkennen, denn so weit war es noch nicht entfernt. Als sich der Wurfstern festhakte, da zuckte das Wesen hoch, schleuderte auch seine Arme in die Luft, ich vernahm einen leisen Wehlaut, der Skelettkopf-Mensch lief noch einige Schritte und brach zusammen.

Mit dem Gesicht oder der Fratze zuerst fiel er zwischen die Steine, wo sich sein häßlicher Schädel langsam auflöste.

Das war geschafft.

Da ich nur ungern meinen Wurfstern aus der Hand gab, ging ich zu dem sterbenden Wesen, bückte mich und nahm die seltsame und außergewöhnliche Waffe an mich.

Als ich mich wieder aufrichtete, spürte ich plötzlich, daß ich nicht mehr allein war. Da lauerte irgend jemand.

Sehr deutlich merkte ich es, schaute hoch und entdeckte die Gestalt am Geröllhang stehend. Mein Helfer!

Weder er noch ich sprachen etwas, dabei wußte ich auch nicht, ob wir uns verstanden, wir starrten uns nur an, und ich tastete Stück für Stück seinen Körper ab.

Seine Kleidung unterschied sich von der eines Europäers. Er trug einen langen Mantel, der mit Goldfäden durchwebt war, sein Haar war schwarz wie Kohle, das Gesicht zeigte keinen gelben Anstrich, obwohl es gelblich schimmerte. In der Rechten hielt der Mann ein Netz. In ihm sah ich weitere Wurfsterne, auf denen sich das Licht der allmählich sinkenden Sonne brach.

Dieser Mann machte einen ruhigen, ausgeglichenen Eindruck. Sofort faßte ich Vertrauen zu ihm, denn mit Yuisan, dem Höllenboten, hatte er sicherlich nichts zu tun.

Meine rechte Hand hob ich zum Gruß, wobei ich die Geste mit Worten untermauerte. »Ich danke dir für diese Rettung«, sagte ich laut, daß er meine Worte verstehen mußte. »Ohne dich wäre ich verloren gewesen, Freund.«

Er gab keine Antwort, nickte nur, und ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht. Für mich ein Beweis, daß er mir weiterhin wohl gesonnen war. Dann machte er kehrt und ging dorthin, wo die von ihm erledigten Skelettkopf-Menschen lagen. Beim ersten bückte er sich, hob den Wurfstern auf und verstaute ihn in seinem Netz. Der Reihe nach schritt er die Toten ab. Bei jedem nahm er den Wurfstern hoch und legte ihn zu den anderen.

Ich kam mir ziemlich überflüssig vor, blieb jedoch nicht stehen, sondern näherte mich dem seltsamen Mann und wartete darauf, daß er auch seinen letzten Wurfstern an sich nahm.

Den hatte ich.

Vor mir blieb er stehen, lächelte wieder und streckte seine rechte Hand aus.

Ich sah eine faltige Handfläche, bei der die Haut irgendwie zusammengeschrumpft war. Einen Moment zögerte ich, dann legte ich den Wurfstern hinein.

Er bedankte sich nickend.

»Wer bist du?« fragte ich ihn.

Für einen Moment blitzte es in seinen unergründlich scheinenden Augen auf, dann hob er die schmalen Schultern, bevor er mir eine Antwort gab.

»Nenne mich Sua Ku.«

»Ich heiße John Sinclair.«

»Ich weiß.«

Da war ich überrascht. Nicht allein davon, daß Sua Ku meine Sprache beherrschte, sondern daß er meinen Namen wußte. »Woher kennst du mich?« wollte ich wissen.

»Es gibt viele Wege, auf denen die Mächte des Guten gehen können und wo sie geleitet werden. Eines Tages treffen die Wege dann zusammen. Die Kräfte des Lichts finden sich ebenso wie die Mächte des Bösen. Gemeinsam kämpfen sie gegeneinander, wobei einer Sieger bleiben wird.«

»Hoffentlich wir«, sagte ich.

Da hob der andere die Schultern. »Heute habe ich dich retten können, vielleicht wirst du es morgen sein, der mich rettet.«

»Gibt es überhaupt noch ein Morgen?« Mit dieser Frage setzte ich das philosophische Gespräch fort.

»Wer zweifelt, kann nicht Sieger bleiben«, warf er mir vor und schaute mich ernst an. »Wir sollten gehen, denn die Stunde des Yuisan wird bald anbrechen, und wir müssen gerüstet sein.«

»Wo bringst du mich hin?«

»Ich habe sie Höhle der Zeit genannt, denn in ihr habe ich die

langen Jahrhunderte verbracht und auf den Tag meiner Rache gewartet. Ich hatte Yuisan entdeckt. Vor sehr langer Zeit geschah dies, als ich während eines Unwetters Schutz suchte. Ich traf ihn und wußte Bescheid, daß ich den Höllenboten vor mir hatte. Yuisan erkannte in mir sofort den Feind, und er spielte seine Kräfte aus, denen ich nichts entgegenzusetzen hatte. Er raubte und saugte mir meine Seele aus dem Leib. Nur durch sie konnte er weiterleben, während ich in einen Zustand geriet, der dem des Todes sehr ähnlich war. Für mich starben die irdischen Begriffe wie Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Die Zeit existierte nicht mehr, bis zu dem Tag des Erwachens, als Fremde in dieses Land eindrangen und die Berge zerstörten. Damit befreiten sie nicht nur Yuisan, sondern rissen auch mich aus der totenähnlichen Starre. Ich erinnerte mich sofort und wußte, was ich zu tun hatte. Ich ging den Weg, den ich vor Hunderten von Jahren schon gegangen war und holte aus meiner alten Höhle die goldenen Wurfsterne, die mir ein großer Geist vererbt hatte, damit ich gegen das Böse in den Bergen ankämpfen konnte. In meinem ersten Leben war ich nicht dazu gekommen, sie einzusetzen. Nun aber war die Zeit reif.«

Ich nickte beeindruckt nach diesen Worten und sah keinen Grund, dem Mann nicht zu glauben. Nur hatte ich natürlich eine Menge Fragen. Die mir am dringlichsten erschien, stellte ich sofort. »Was hat es mit diesen Skelettkopf-Menschen auf sich?« fragte ich.

»Es waren die, die den Frevel begangen haben. Yuisan hat sie sich zurückgeholt.«

»Moment«, flüsterte ich hastig. »Sprichst du von den Männern, die die Berge zerstört haben?«

»Ja. So ist es.«

»O Gott.« Ich schluckte und riß die Augen auf. Das war schrecklich. Der Höllenbote hatte sich auf furchtbare Art und Weise gerächt. Seine unfreiwilligen Befreier hatte er zu seinen Dienern

gemacht, die nun gestorben waren.

Durch die goldenen Wurfsterne.

Ich war ein wenig durcheinander, wenn ich daran dachte, was es im anderen Teil der Welt wohl für eine Aufregung gegeben hatte, als man das Verschwinden bemerkte. Ich mußte auch an die Frau denken, die das Bild gemalt hatte, an Linda Brackett, die ich persönlich nicht kannte, und ich fragte mich, ob auch sie bei den Gestalten gewesen war, die ihr untotes Leben verloren hatten?

»Ich weiß, daß dir jetzt viele Gedanken durch den Kopf gehen, aber wir müssen uns sputen«, drängte Sua Ku.

»Ja, natürlich.« Ich war gespannt, was Sua Ku, dieser seltsame Mensch, mit mir vorhatte.

Aber konnte man ihn überhaupt als einen Menschen bezeichnen? War er nicht eher ein Phänomen, eine Gestalt zwischen Geist und Mensch, wie ich sie schon öfter kennengelernt hatte?

Bestimmt, denn Sua Ku hatte die Jahrhunderte überlebt. So etwas prägt, und bei diesen Wesen konnte ich nicht anders, als ihnen mit einer gewissen Ehrfurcht zu begegnen.

»Noch sind nicht alle Geheimnisse gelüftet«, sagte er, als wir den Geröllhang hochstiegen, den er mit einer nahezu spielerischen Leichtigkeit schaffte und ich mir wie ein Anfänger vorkam, da ich schwer zu kämpfen hatte, um auf den glatten, mit Staub überdeckten Steinen nicht auszurutschen.

»Wovon sprichst du?« hakte ich keuchend nach.

»Es gibt gewisse Dinge, die du gleich noch sehen wirst. Deshalb mache dich auf eine Überraschung gefaßt.« Er legte eine kleine Pause ein und schaute von seiner höheren Stellung auf mich herab. »Du wirst Freunde treffen.«

»Freunde?« flüsterte ich, wobei ich an Suko dachte. Himmel, wie mochte es ihm ergangen sein? Sicherlich hatte er nachgeforscht. War er vielleicht auch durch das Bild geworfen worden, um hier, im

fernen China, zu landen?

Bei einem anderen hätte ich nachgefragt, nicht bei Sua Ku. Er gehörte zu den Menschen, die nur sagten, was sie auch sagen wollten. Bei ihm hätte auch eine Folter nichts genützt.

Der Hang wurde steiler und damit schwieriger zu begehen. Ich hatte meine Mühe. Mehr als einmal rutschte ich weg und schaffte mir meinen Ärger durch einen rauen Fluch Luft. Die Steine lagen locker nebeneinander, obwohl sie selbst nicht rutschten. Dafür ich, aber ich hielt mich auf den Beinen, wenn ich auch hin und wieder auf allen vieren laufen mußte, um die Distanz zu meinem Vordermann zu halten. Deshalb war ich froh, als Sua Ku stehenblieb. Und zwar nicht am Hang, sondern an seinem Ende. Er hatte auf einem schmalen Pfad angehalten. Wenig später erreichte auch ich ihn und ruhte mich aus. Der geheimnisvolle Mann gönnte mir die Pause und ließ mich erst einmal zu Atem kommen, während ihm die Kletterei nichts ausgemacht hatte. Auf seinem Gesicht sah ich keinen Tropfen Schweiß, und erst jetzt fiel mir auf, daß er auch nicht atmete.

Er brauchte keinen Sauerstoff...

Wen hatte ich nur vor mir?

»Kannst du weitergehen?« erkundigte er sich.

Ich nickte. Der Ausblick hier oben war herrlich. Vor und unter uns lag der Hang. Ich sah die Barackenstadt an seinem Ende. Die Unterkünfte wirkten klein, und wenn ich daran dachte, was ich dort erlebt hatte, rann mir noch nachträglich eine Gänsehaut über den Rücken. Jenseits der Bauten begann die weite Ebene. Braungelb schimmerte der Boden, ein ewiger Staub, der ihn wie einen Teppich bedeckte. Am Anfang war die Ebene noch durch Hügel gekennzeichnet, später, als sie in das flache Land überging, hatte ich das Gefühl, als würde sie mit dem Himmel zusammenstoßen.

Und hinter uns lag das Gebirge. Seltsam verformt, auseinandergerissen, die einzelnen Bergsättel, die die Spitzen

miteinander verbanden. Die Sprengungen hatten in der Tat ganze Arbeit geleistet. Wieder einmal hatte die Hand des Menschen in die Natur eingegriffen, und ich fragte mich nach dem Grund?

Hätte man nicht alles so lassen können?

»Fühlst du dich besser, John Sinclair?« Die Stimme meines Begleiters brachte mich wieder in die Wirklichkeit.

»Ja.«

»Dann komm, denn du wirst deine Kräfte brauchen. Die Gegner sind sehr stark.«

»Die Gegner?«

Er hatte meine Frage genau verstanden, denn er nickte. »Ja, es ist nicht nur der Höllenbote, denn die uralte Vergangenheit ist auch zurückgekehrt.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»AEBA!«

Plötzlich stand ich unter Strom. AEBA, hatte er gesagt und einen Begriff erwähnt, der das Grauen bedeutete. Ich dachte an die vier Horror-Reiter, hinter denen die großen Erzdämonen standen. Welche Rolle spielten sie?

Am Gesicht des Mannes las ich ab, daß er nicht bereit war, weitere Fragen zu beantworten. Indem er mir den Namen wie einen Köder hinwarf, hatte er mich gleichzeitig motiviert.

Ja, ich wollte weitermachen und herausfinden, was AEBA mit Yuisan zu tun hatte.

Wir gingen den Pfad. Manchmal wurde er so schmal, daß wir hintereinander herschreiten mußten. Der Boden war auch nicht glatt. Auf ihm lagen ebenfalls kopfgroße, blanke Steine, gebleicht von Wind und Wetter.

Der Pfad führte uns in die schweigende, majestätische Bergwelt und auf einen Gipfel zu.

Dort hatte die Sprengung ebenfalls gewütet. Die Spitze des Berges

kam mir vor, als hätte sie jemand mit einem gewaltigen Messer genau in der Mitte geteilt und einen Schnitt von oben nach unten gezogen. Die rechte Hälfte stand noch, die linke war zerrissen worden, und die Massen an Felsen und Gestein hatten einen neuen Hügel gebildet, der links von dem zerstörten Berg lag.

Wie traurige Schleier sah der Staub aus, den der Wind über das Gelände wehte.

Ich stolperte hinter Sua Ku her und fühlte das Jucken auf meiner Haut. Staub und Schweiß trugen dafür die Verantwortung. Ich fragte nicht, wie lange wir noch unterwegs sein würden.

Dann führte der Weg bergab und gleichzeitig um einen Felsen herum. Danach hatten wir einen völlig anderen Blick. Ein neues Panorama lag vor uns.

Wir befanden uns auf einer Hochebene. Auch hier sah ich den graugelben Staub, der die Ebene bedeckte, die weit hinten im frühabendlichen Dunst verschwamm.

Zu beiden Seiten jedoch stieg das Gelände an, wuchteten Berge in die Höhe, und ich sah auf manchen Gipfeln den hellen Schnee. Und noch etwas entdeckte ich.

Eine Höhle. Wie das weit geöffnete Maul eines Riesen kam sie mir vor. Hinter dem Eingang war es düster. Sua Ku bewegte seine Hand. Er wies auf den Eingang.

»Unser Ziel«, sagte er.

Ich nickte, wollte gehen und sah plötzlich eine Bewegung innerhalb des Eingangs. Eine Frauengestalt erschien.

Langes schwarzes Haar, ein rötlich schimmerndes, bis zu den Knöcheln reichendes Kleid, das in Höhe der Taille von einem Gürtel gehalten wurde.

In der rechten Hand hielt die Frau ein Schwert mit einer langen goldenen Klinge.

Tief atmete ich ein. Ich wollte nicht glauben, daß es genau die war,

die ich sah.

Es gab keinen Zweifel.

Im Eingang der Höhle stand Kara, die Schöne aus dem Totenreich!

Ein Schock war es nicht, aber eine Überraschung, und die mußte ich erst einmal verdauen. Nicht von Karas Gestalt wurde mein Blick so angezogen, sondern mehr von dem Schwert mit der goldenen Klinge. Sie hatte es. Es befand sich in ihrem Besitz. Aber besaß nicht Yuisan die gleiche Waffe?

»Sie... sie hat das Schwert«, hauchte ich.

Sua Ku hatte meine Worte gehört. »Warum nicht? Weshalb sollte sie es nicht besitzen?«

Ich schaute ihn an und sah wieder das feine hintersinnige Lächeln.

»Aber er hat es doch besessen.«

»Wer - Yuisan?«

»Ja.«

Da hob mein Begleiter die Schultern, und ich mußte mich mit dieser Antwort vorerst zufriedengeben.

Kara winkte mir zu. Ich wollte auch nicht länger warten und zusehen, daß ich zu ihr kam. Wahrscheinlich würde sie mir helfen, einige Rätsel zu lösen.

Es war nicht weit bis zu der Schönen aus dem Totenreich. Dabei mußte ich einen Hang hinunterrutschen. Meine Füße wirbelten Staub auf, Steine gerieten in Bewegung und rollten vor mir her. Sua Ku blieb zurück. Ich hatte das Gefühl, als würde er mir dadurch den Rücken decken.

Kara streckte beide Hände aus, und ich ergriff sie. »Willkommen, John Sinclair«, sagte sie, wobei ihre Augen leuchteten. »Ich freue mich, daß du es geschafft hast.«

»Klar.« Ich nickte und holte tief Luft. »Aber ich verstehe nicht, was das alles zu bedeuten hat?«

»Nichts - oder kaum etwas. Ich werde es dir gleich erklären. Komm

erst einmal in die Höhle, du wirst dich ausruhen, uns steht noch einiges bevor.«

»Wie du meinst.« Ich schritt durch den Eingang. Zu bücken brauchte ich mich nicht, er war groß genug.

Das Innere des Bergs nahm mich auf wie ein großes Maul. Kara blieb an meiner Seite und führte mich in die domartig wirkende Felsenhalle hinein, an deren Ende wir den tanzenden Schein einiger Fackeln sahen. Sie schufen Licht und Schatten, verbreiteten eine optische Unruhe, die gespenstisch durch die Höhle tanzte.

Auch hier war der Boden nicht glatt. Wir stiegen über zahlreiche Steine, die als Hindernisse im Weg lagen, und erreichten schließlich das Zentrum der Höhle.

Hier fanden wir auch die Fackeln.

Vier waren es, deren Stiele in Spalten und Risse an den Wänden geklemmt waren.

Und hier traf ich auch auf einen zweiten Freund.

Myxin, den Magier.

Der Kleine, wenn ich ihn mal so nennen darf, stand im Zentrum des Fackelscheins. Seine grünliche Haut schimmerte seltsam bleich, da sie auch von anderen Farben getroffen wurde, und er lächelte, als er mich sah. »Herzlich willkommen, John. Wir haben dich bereits erwartet.«

»Wirklich?«

»Ja«, antwortete Kara an seiner Stelle, ließ mich los und stellte sich neben Myxin, während sich Sua Ku zurückhielt und irgendwo im Hintergrund der Höhle blieb.

»Dann werdet ihr mir sicherlich erklären, was das hier alles soll und welche Schachfigur ich in dem Spiel bin? Ich kann euch nämlich nichts erklären.«

»Das brauchst du auch nicht«, sagte Myxin. »Dafür sind wir da.« Er schaute Kara an. »Soll ich reden?«

»Meinetwegen. Ich werde deine Worte hin und wieder ergänzen.«

»Gut, ich will mich kurz fassen, obwohl es eine lange, sogar sehr lange Geschichte ist.«

»Raus mit der Sprache«, forderte ich den kleinen Magier auf.

»Natürlich, John. Du mußt nur weit zurückdenken, als es dieses Land zwar schon gab, aber noch keine Menschen. Da regierten hier vier Dämonen, die uns alle ein Begriff sind.«

»AEBA«, sagte ich.

»Sehr richtig. Und AEBA, also die Erzdämonen, taten das, was alle Dämonen und Herrscher finsterner Reiche wollen. Sie suchten sich auf der Erde ein Gebiet, das sie allein kontrollierten. Natürlich mit den Horror-Reitern, die damals ebenfalls schon existierten. Sie fanden es hier in China. Diese gewaltige Bergwelt machten sie zu einem Stützpunkt ihrer dämonischen Tätigkeit. Schon bald gehörte ihnen fast das gesamte Land, und als die Menschen kamen, da erlebten sie Reste der dämonischen AEBA-Tätigkeit. Sie nannten dieses Gebirge schon bald Berge der Götter. Aber die Erzdämonen konnten sich nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen. Es kam immer wieder zu Familienzwickigkeiten mit anderen schwarzmagischen Gruppen. Bevor die Welt von den Menschen bevölkert wurde, herrschte das Böse, die Nacht, das Chaos. Die Kämpfe tobten überall. Es existierten andere, mächtige Gruppen, wie die Großen Alten, die ebenfalls Machtansprüche stellten, und es bildeten sich auch neue Kontinente, während andere verschwanden und vernichtet wurden, samt ihrer Kulturen, falls sich dort welche gebildet hatten.«

»Welch eine Rolle spielt denn Yuisan?« wollte ich wissen.

»Darauf komme ich jetzt«, erklärte Myxin. »Wie ich schon erwähnte, befanden sich AEBA und die Horror-Reiter in einem stetigen Kampf gegen die schwarzmagischen Feinde. Sie konnten sich nicht nur auf dieses Gebiet hier konzentrieren und mußten es verlassen, um in anderen Dimensionen Kämpfe auszutragen. China

aber wollten sie nicht verlieren, und sie setzten einen Statthalter ein. Das war schon der Fall, als Menschen in diesem großen Land lebten. Während sich die chinesische Mythologie langsam aufbaute, da formten die mächtigen AEBA-Dämonen aus Erde, Ton und Stein ein Wesen, das sie Yuisan nannten. Sie hauchten ihm schwarzmagisches Leben ein, und er versprach ihnen als Dank für seine Existenz die Überwachung dieses Stützpunktes. Jahrtausende ging es gut, dann aber kamen andere Dämonen, und Yuisan wurde zum Verräter. Er hinterging seine Erschaffer, und sie rächten sich schrecklich. Die vier Erzdämonen töteten ihn nicht, sie machten ihn nur zu dem, was er einmal war. Zu Stein. Und sie verbannten ihn in die Tiefe einer Berghöhle. Mit dem Hintergedanken, daß sie ihn einmal erwecken würden, falls sie ihn wieder benötigten. Yuisan wurde nicht nur der Höllenbote genannt, sondern auch der Seelenfresser, da er den Menschen die Seelen raubte und sie zu willenlosen Wesen machte. Deshalb hatten sie ihn auch in einen Berg verbannt, wo normalerweise niemand hinkam, weil das Gebiet als verflucht galt. Doch ihre Rechnung ging nicht auf. Es ist jemand gekommen. Vor Hunderten von Jahren kam ein Mönch in dieses Gebiet, erforschte es und fand auch die Höhle, in der wir uns befinden. Er traf auf Yuisan.«

»Konnte er sich noch wehren?« fragte ich zwischen.

»Ja, sie hatten ihm die Kräfte nicht genommen. Obwohl er zu Stein geworden war, gelang es ihm, die Seele des Einsiedlers zu rauben. Dieser Mönch, der den Weg zu ihm gefunden hatte, sah ihn, erinnerte sich der alten Geschichten und mußte seine Seele hergeben. Sie wurde ihm ausgesaugt. Weißt du, wer der Mönch ist, John Sinclair?«

»Ich kann es mir denken. Sua Ku.«

»Genau der Mann, der dich gerettet hat, ist mehrere hundert Jahre alt. Seine Seele wurde ausgesaugt, aber damit konnte Yuisan nichts anfangen. Er brauchte mehr Seelen, um freizukommen. Niemand

allerdings verirrt sich in dieses Gebiet, so blieb er zusammen mit Sua Ku allein in dieser finsternen Höhle zurück. Wieder vergingen Jahrhunderte von Jahren. Keiner der beiden kam weg, aber sie hatten Zeit, und die Zeit wurde reif, als Menschen erschienen und die Berge sprengten. Plötzlich wurde die Höhle wieder frei. Sie selbst flog nicht in die Luft, aber die Gesteinsmassen um sie herum. Und es kamen Menschen, um nachzuschauen. Das hatte Yuisan gefehlt. Er bekam seine Seelen, war frei und machte die Menschen zu seinen Dienern. Sie verwandelten sich im Laufe der Monate in einer erschreckenden Art und Weise. Zudem existierte eine Frau, die von Yuisan so fasziniert war, daß sie ein Bild malte, und dieses Bild wurde zum Bindeglied nicht nur zwischen den Dimensionen, sondern auch zwischen dem Höllenboten und seinen Opfern. Er ließ sie erst in ihre Heimat fahren und holte sie dann zurück. Du hast sie gesehen, John Sinclair, und Sua Ku hat sie getötet, denn mit dem Erwachen des Höllenboten stand auch er wieder auf. Sofort erinnerte er sich wieder an sein früheres Leben und an die Feindschaft, die er den Dämonen geschworen hatte. Er ging zurück und holte seine Wurfsterne, um sich verteidigen zu können.«

»Aber was haben die Menschen in London damit zu tun? Ich meine, sind die Besucher der Ausstellung beeinflußt worden?«

Da hob Myxin die schmalen Schultern. »Leider weiß ich nichts Genaues. Ich nehme jedoch an, daß viele der chinesischen Besucher den Höllenboten erkannt haben. Zudem wußten sie, wie gefährlich er ist, denn wie du selbst weißt, haben die Chinesen auf der gesamten Welt ihre alte Kultur und Mythologie nie vergessen.«

»Das stimmt allerdings«, gab ich zu. »Nur wundert es mich, daß ihr beide, Kara und du, auch mitmischst. Oder hängt es mit dem Schwert zusammen, das Yuisan trägt?«

»Ja, es stimmt.« Diesmal sprach Kara. »Von meinem Schwert gab es nur ein Exemplar. Doch als die finsternen Mächte davon erfuhren,

daß mein Vater Delios es hergestellt hatte, wollten sie eine Gegenwaffe. Sie versuchten, mein Schwert zu rauben, schafften es aber nicht, gaben trotzdem nicht auf und schmiedeten eine Waffe nach, die der meinen aufs Haar glich. Allerdings stecken in ihr keine weißmagischen, sondern schwarzmagische Kräfte.«

»Und welche Waffe ist stärker?«

»Das kann ich dir nicht sagen, weil ich es bis zum heutigen Tage noch nicht ausprobiert habe.«

Da war viel, was ich im Laufe der vergangenen Minuten erfahren hatte. Ich dachte auch darüber nach, aber ich wollte noch mehr wissen und fragte deshalb. »Er ist nicht allein. Der Höllenbote hat Unterstützung bekommen.«

»Wir wissen es«, erwiderte Kara. »Deshalb sind wir auch gekommen, weil wir den Fehler mitgemacht haben.«

Ich runzelte die Stirn. »Welchen Fehler?«

»Erinnere dich an das Kloster St. Patrick, John Sinclair. Wir haben gegen die Horror-Reiter gekämpft, aber wir haben uns in der Hektik und Aufregung verrechnet. Einer ist gekommen. Es war Eurynomes Diener. Er konnte fliehen, ohne daß wir es merkten. Er zog sich in den Schutz der vier Erzdämonen zurück. Dort sann er natürlich auf Rache. Und Dämonen haben Zeit. Sie warteten so lange, bis sie sicher sein konnten, einen Erfolg zu erringen. Und die Zeit kam, als der Höllenbote wieder erwachte. Da griffen die Erzdämonen sofort ein, und sie zogen den Verräter wieder auf ihre Seite. Gleichzeitig gaben sie ihm den vierten Reiter als Aufpasser mit. Zudem gingen sie davon aus, daß zwei stärker sind als einer. Und ihre Rechnung hat bisher gepaßt.«

Ich atmete tief aus und wischte über meine Stirn. »Das ist harter Tobak«, erklärte ich. »Verdammt harter, sogar. Damit habe ich nie im Leben gerechnet.«

Myxin und Kara lächelten. Dann meinte der kleine Magier: »Weißt

du nun, aus welchem Grunde wir gekommen sind?«

»Ja. Aber wieso habt ihr erfahren...«

»John.« Karas Stimme klang vorwurfsvoll. »Du hast dich oft genug beschwert, daß wir nie zu erreichen sind und dir nicht zur Seite stehen. Es hat seine Gründe, glaube mir. Wenn wir uns an den mit Magie aufgeladenen Plätzen und Orten aufhalten, dann merken wir, daß sich in den anderen Reichen etwas tut. Ich kann durch mein Schwert zahlreiche Brücken schlagen. Und eine dieser Brücken gab uns die Information, daß der Höllenbote wieder zurückgekehrt ist. Wir kannten ja seine Geschichte und wußten auch, wie gefährlich er war. Das darfst du niemals vergessen.«

»Wir können also damit rechnen, daß er hier erscheint«, faßte ich zusammen.

»Richtig. Und nicht nur er, sondern auch der vierte Horror-Reiter. AEBA hat nicht aufgegeben, John.« Das sagte Myxin. Er trat dabei bis dicht an die Höhlenwand, wo zwischen zwei Fackeln ein Gegenstand lehnte, den ich gut kannte.

Es war die Lanze, die einmal dem Herrn der roten Hölle gehört hatte. Eine gefährliche Waffe, mit der er uns hatte töten wollen, doch Myxin und Kara waren schneller gewesen. Sie nahmen ihm die Lanze ab. Jetzt befand sie sich in ihrem Besitz.

»Ich hoffe, daß sie stark genug ist«, sagte Myxin und nickte uns zu.

»Da hast du ein wahres Wort gesprochen«, erwiderte ich, lächelte und sagte: »Auf jeden Fall bin ich froh, daß ich euch getroffen habe. Allein in diesem Land kam ich mir doch ziemlich verlassen vor, wenn ihr das versteht.«

»Sicher, John. Aber es war kein Zufall, daß wir hier zusammengekommen sind. Wo steckt eigentlich Suko?« wechselte der kleine Magier dann das Thema.

Ich hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte, ginge es mir besser. Wirklich.«

»Nicht in London?«

»Doch. Aber ich wollte ihn aus dem Fall herauslassen. Das heißt, er hatte etwas vor, und ich wollte mir auch nur auf sein Drängen hin das Museum und die Ausstellung ansehen. Daß es so gekommen ist, konnte keiner voraussehen.«

»Ja, es ging wirklich schnell«, sagte Myxin und verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

»Du zeigst dich sehr optimistisch«, meinte ich.

»Das muß ich. Wo Asmodina nicht mehr ist, merke ich, daß ich immer besser werde. Zudem habe ich die Lanze.«

»Und?«

»Eine sehr gute Waffe, John. Sie reagiert ähnlich wie die Peitsche. Wenn ich Dämonen, also meine Gegner, damit treffe, entfaltet sie ihre Kraft und löst sie in einer stinkenden Rauchwolke auf.«

»Aber nur bei weniger starken Schwarzbütlern.«

»Bisher habe ich gegen andere noch nicht gekämpft«, wick Myxin aus.

Ich suchte Sua Ku und fragte den kleinen Magier nach ihm. »Er wird sich vor der Höhle ein wenig umsehen. Wir wollen uns nicht überraschen lassen.«

»Du rechnest also fest damit, daß Yuisan kommt.«

»Nicht nur er, John, sondern auch der vierte Horror-Reiter. Er will seine Rache vollenden, wie ich ihn kenne. Aber dagegen haben wir etwas.«

Myxin deutete auf Kara, seine Gefährtin, die ihr Schwert gezogen hatte. Die Klinge glänzte wie ein feuriger Streifen im Licht des Fackelscheins. Kara und Myxin waren schon ein seltsames Paar, wenn man sie so anschaute. Kaum zu fassen, daß sie einmal als Gegner sich im alten Atlantis gegenübergestanden hatten. Damals waren sie sogar Todfeinde gewesen, aber ein gütiges Schicksal hatte sie in der Gegenwart zusammengeführt. Im Augenblick machten mir

beide einen etwas unruhigen Eindruck. Sie erwarteten die Ankunft unserer Gegner.

»Deinen Bumerang hast du nicht?« fragte Kara.

»Nein, nur das Kreuz und die Beretta sowie den Dolch.«

»Das Kreuz wird es schwer haben«, erklärte Myxin.

»Ich habe es gemerkt.«

Dann hörten wir Schritte. Sie klangen von den Wänden zurück. An den Echos war zu erkennen, daß jemand schnell in die Höhle hineinlief. Schon sahen wir Sua Ku. Mit allen Zeichen von Aufregung lief er uns entgegen.

»Kommen Sie?« fragte ich.

»Ja, sie sind unterwegs. Ich habe die Anzeichen gesehen. Der dunkle Himmel färbte sich in der Ferne rot, als hätte dort jemand Blut vergossen. Wir müssen hinaus.«

Damit war ich einverstanden. Kara und Myxin ebenfalls, denn sie hatten sich schon in Bewegung gesetzt. Kaum waren wir einige Schritte gelaufen, als wir über uns das Grollen vernahmen. Es war ein dumpfes Geräusch, vergleichbar mit einem Donnern, und es pflanzte sich als zitterndes Echo fort, das in unseren Ohren schallte.

»Das ist ein Angriff«, flüsterte Myxin. »Schnell, sonst werden wir hier begraben.«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als wir bereits rannten. Das war gut so, denn die Wände begannen zu zittern, und von der Decke lösten sich erste Steine zusammen mit einer Staubwolke, die unsere Sicht vernebelte.

Und ich hörte eine Stimme. Sie schien innerhalb der Felsen zu lauern. Dabei kam sie mir vor wie ein rauhes, wildes Gelächter, wobei gleichzeitig die Wände anfangen zu glühen und so heiß wurden, daß das Gestein zu dicken Tropfen schmolz.

An der Decke zeigte sich der gleiche Effekt. Auch dort schmolz das Gestein, zog sich regelrecht zusammen, wurde glasig, und als vor mir

ein dicker Tropfen zu Boden platschte, da wußte ich, daß unsere Chancen gering waren, dieser Höhle zu entkommen...

Der Fahrer war wirklich wie der Teufel gefahren. Zuerst hatte er nicht gewollt, bis Suko ihm seinen Ausweis präsentierte.

»Auf Ihre Verantwortung, Inspektor«, sagte der Mann und drückte endlich auf das Gaspedal.

Suko dachte nur an Shao. Durch den Tod des alten Lai Ti Jan hatte sich die Lage unnötig zugespitzt, und Shaos Chancen zu überleben, wurden immer geringer.

London lag im Lichterglanz der Nacht. Die wichtigen Gebäude waren angestrahlt. Autos fuhren hintereinander und bildeten eine gigantische Lichtschlange.

Der Driver überholte riskant. Sein Finger befand sich ebensooft auf dem Hupring wie sein Fuß auf dem Gaspedal oder der Bremse. Manchmal mußte er auch halten, einmal fuhr er über den Bürgersteig, und erst nach der Themseüberquerung wurde es besser.

Suko fragte sich, ob Lai Ti Jan nur als einziger das Gegenmittel kannte. Vielleicht hatte er auch geblufft und seinen beiden Söhnen die Zusammensetzung genannt. Auf diese Hoffnung baute Suko, und er hoffte inständig, daß sie sich erfüllen würde. Er war früher stolz auf seine Beherrschung gewesen, doch wo es um Shao ging, da wurde auch ein Mann wie er zitterig.

Im Londoner Chinesenviertel kannte sich der Fahrer nicht aus. Hier mußte Suko weiterhelfen.

»Hoffentlich zerstören mir die Kerle nicht den Wagen«, knurrte der Mann, als er sah, mit welchen Blicken die Taxe verfolgt wurde.

»Was solten sie für einen Grund haben«, erkundigte sich Suko.

»Einfach so.«

»Unsinn. Chinesen sind ebenso gut oder schlecht wie Weiße auch. Das sollten Sie sich merken. Fahren Sie die nächste links.«

»Ja, ja, schon gut. Aber ich kenne einen Kollegen, der hat im Chinesenviertel seine Reifen verloren.«

»Das wäre ihm woanders auch passiert.«

»Schon gut, ich sag' nichts mehr.«

Suko gab weiter seine Anweisungen. Als sie die kleine Brücke erreichten, über die der Inspektor ebenfalls gefahren war, da atmete er auf. »Fahren Sie dann scharf rechts.«

»Zu dem Schatten hin?«

»Das ist ein Hausboot, unser Ziel.«

»Ich brauche doch nicht zu warten?«

»Nein.« Suko holte bereits Geld aus der Börse. Auf eine Quittung wollte er verzichten, das hätte nur Zeit gekostet. Hauptsache, er erreichte Shao früh genug und konnte sie aus ihrem gefährlichen Dämmerzustand retten.

In der Kurve wurde Suko hart in den Sitz gepreßt. Dann bremste der Fahrer mit einem Ruck. Er nannte den Preis, Suko drückte ihm einen Schein in die Hand und sprang aus dem Wagen, wobei er sofort auf den Steg zurannte.

Auf dem Schiff brannten zwei einsame Laternen. Sie schaukelten im Wind, und eine befand sich dicht vor dem Eingang, wo sie an einem hohen Pfosten hing.

Suko hörte noch, wie der Fahrer seinen Wagen drehte, dann dröhnten seine Schritte bereits über die Planken des Stegs, der das Boot mit dem Ufer verband. Die Geräusche waren so laut, daß sie sicherlich auf dem Boot zu hören sein mußten, da allerdings tat sich nichts. Es blieb ruhig, die Söhne des alten und jetzt toten Chinesen Lai Ti Jan zeigten sich nicht.

Suko betrat das Boot. Auf den letzten Yards war er vorsichtig geworden. Seine Hand befand sich in der Nähe des Waffengriffs. Er rechnete jeden Augenblick damit, hinterrücks angegriffen zu werden. Gespenstisch kamen ihm die Aufbauten vor. Sie ruhten auf breiten

Holzpfosten, die das Dach trugen. Suko befand sich zwar in London, das auch nachts lichterfüllt war, doch in dieser Gegend sparte man mit Strom. Dunkelheit hüllte den Inspektor ein. Das Wasser zeigte einen schwarzen Glanz. Es gluckste und schmatzte manchmal, wenn es gegen die Bordwand des alten Kahns schlug.

Suko hatte sich die Räumlichkeiten auf dem Boot genau eingeprägt. Er wußte, wohin er zu gehen hatte, doch er wollte es nicht allein. Die Söhne sollten mit, denn sie waren Sukos Hoffnung. Ihr Vater hatte ihnen befohlen, bei Shao Wache zu halten. Wenn sie das wirklich taten, hätten sie auch Sukos Schritte hören müssen und wären gekommen, um nachzuschauen.

Sie blieben weg.

Der Chinese stoppte. Er spielte mit dem Gedanken, sich lautstark bemerkbar zu machen, zuckte jedoch davor noch zurück, erst wollte er das Schiff durchsuchen.

Aus der Entfernung gesehen, konnte man meinen, daß dieser alte Kahn nur einen Aufbau besaß.

Das stimmte nur zum Teil. Der Deckaufbau war unterteilt. Es gab mehrere kleine Räume, winzige Kajüten oder Kabinen, in denen kaum zwei Menschen Platz hatten.

Suko schaute in alle hinein. Einige waren leer, in anderen entdeckte er Gerümpel. Taue, Kisten, alte Kleidung, aber einen Menschen oder die Menschen, die Suko suchte, fand er nicht.

Keine Spur von Lai Ti Jans Söhnen! Hatten sie tatsächlich den Befehlen ihres Vaters nicht gehorcht? Suko empfand das als unwahrscheinlich, denn er kannte die Mentalität seiner Landsleute. Die Chinesen waren sehr familiengebunden, sie lebten in der Tradition einer Großfamilie, und dort galt, was der Älteste sagte. Auch wenn sie sich verbrecherisch betätigten, dann war dies so.

Es gab natürlich noch eine andere Lösung. Suko dachte daran, daß magische Kräfte das Boot umgarnt und den beiden Söhnen des Lai Ti

Jan keine Chance gelassen hatten.

So konnte es gewesen sein. Sollte dies wirklich eintreffen, waren Sukos Chancen dahin. Das wußte er.

Der Chinese verzichtete darauf, das Schiff weiter zu durchsuchen, er wollte jetzt in den Bauch des Kahns steigen, um sich nach Shao umzusehen.

Die Luke fand er sofort. Seltsamerweise war sie geschlossen, aber Suko machte es keine Mühe, sie anzuheben.

Der Schlund gähnte ihn an.

Etwas seltsam war dem Inspektor doch zumute, als er in den Schacht blickte. Er sah auch kein Licht mehr. Die Kerzen, die Shaos Liege eingerahmt hatten, waren verlöscht.

Ein kaltes Gefühl schlich den Rücken des Chinesen hoch und blieb im Nacken hängen, wo es sich zu einer Gänsehaut verdichtete. Er hatte Angst um Shao, die andere Seite kannte kein Erbarmen. Eiskalt würde sie zuschlagen und dann?

Suko zögerte nicht mehr länger. Seine Beine zitterten ein wenig, als er in die Tiefe stieg. Auf seiner Stirn lag eine feuchte Schweißschicht. Selten hatte er so eine Angst verspürt wie jetzt, wo es um seine geliebte Shao ging. Wie würde er sie vorfinden? War sie überhaupt noch an Bord dieses Schiffes?

Die letzten beiden Sprossen passierte er durch einen Sprung und landete dumpf auf den weichen Planken. Dort blieb er für einen Moment hocken, schaute in die Dunkelheit und wandte sich nach links, wo auch der Raum lag, in dem Shao gefangengehalten wurde. Suko trug eine Lampe bei sich. Er wagte jedoch nicht, sie einzuschalten. Der dünne Lichtfinger hätte ihn verraten, deshalb tastete er sich im Dunkeln voran. Nur die Luke zeichnete sich über ihm als ein helles Rechteck ab.

Ohne einen Laut zu verursachen, bewegte sich der Inspektor auf den Vorhang zu. Er hatte seine Arme ausgestreckt, die tastenden Finger

fanden schon bald den weichen Widerstand des Stoffs und klammerten ich in den Falten fest.

Er war zugezogen, und Suko suchte nach dem Spalt, damit er den Vorhang teilen konnte.

Als er ihn gefunden hatte, schuf er sich eine Lücke, die gerade so groß war, daß er hindurchgleiten konnte.

Stockfinster war es um ihn herum.

Für einen Moment blieb der Chinese stehen. Er sah seine Gegner nicht, er spürte sie.

Körperliche Nähe eines Menschen. Mit feinen Sinnen nahm Suko dies auf.

Da traf ihn schon der Hieb.

Mit einem harten Gegenstand war er geführt worden, und Suko hatte das Gefühl, als wäre sein Nacken auseinandergerissen. Er stieß einen keuchenden Laut über die Lippen, sein Gesicht verzerrte sich, und die Knie wurden weich.

»Gib ihm noch einen!«

Suko vernahm das Pfeifen, sprang zurück, fiel gegen den Vorhang und verhaspelte sich im Stoff. Er griff mit einer Hand noch zu und hielt sich an einer Falte fest, wobei der Stoff verdächtig knirschte und es sicherlich nicht mehr lange dauern würde, bis er riß.

Der zweite Hieb jedoch hatte ihn verfehlt. In der Dunkelheit klang ein Fluch auf, so daß Suko wußte, wo sein Gegner ungefähr stand. Sein rechtes Bein schnellte vor, und der Fuß vergrub sich in etwas Weichem, was ein Körper sein mußte.

Diesem Treffer folgte ein Fall, danach Schritte, die zur Seite huschten, und Suko blieb nicht mehr an seinem Platz, sondern glitt geduckt auf die Schrittgeräusche zu.

Es war doch nicht so dunkel, wie er zuerst angenommen hatte. Wenn man gute Augen besaß wie er, konnte man Konturen ausmachen. Vor allen Dingen dann, wenn sie sich bewegten. Und der

Gegner vor Suko bewegte sich. Er zuckte hin und her, so daß dem Chinesen ein schrecklicher Verdacht kam.

So bewegte sich eigentlich nur jemand, der einen anderen aus einem bestimmten Grund täuschen will, weil er ein Messer trug. Ein Messerkampf im Finstern.

Das war lebensgefährlich.

Leider blieb dem Insektor keine andere Wahl. Er mußte voll in den Mann, auch wenn er dabei eine lebensgefährliche Verletzung riskierte. Hier ging es um Shao.

Suko wuchtete sich vor.

Das ging so schnell, daß selbst der Kerl mit dem Messer überrascht wurde. Beide prallten hart zusammen. Der andere zappelte. Suko erkannte schattenhaft, wie der Typ seinen rechten Arm nach hinten warf, um auszuholen, und da hämmerte der Inspektor die Handkante nach unten. Dabei traf er die Schulter seines Gegners. Sein Gegner kam nicht dazu, den Arm wieder nach vorn zu schlagen. Er röchelte, wobei gleichzeitig ein Schmerzlaut über seine Lippen drang. Auf der rechten Seite sackte er zusammen. Bevor er zu Boden fallen konnte, hatte ihn Suko gedreht und in einen Griff genommen, den er nicht sprengen konnte, es sei denn, er wollte sich den Arm brechen. Sein Gelenk lag auf Sukos Knie. Als der Chineser dem anderen befahl, das Messer fallen zu lassen, da klirrte die Klinge zu Boden, wo sie Suko mit dem Fuß wegstieß.

»Und nun sag deinem Kumpan, daß er Licht machen soll!« flüsterte Suko. Dabei lockerte er den Griff nicht, der andere sollte merken, daß es kein Spaß war.

An den Geräuschen war zu hören, daß sich der zweite Mann vom Boden erhob. Als Sukos Gefangener nicht reagierte, da wiederholte der Chineser den Befehl. »Sag es!«

»Gerry, verdammt!« keuchte der Mann. »Gerry, er hat mich. Zünde die Kerzen an!«

»Nein, nein!« Die Stimme klang schrill.

»Verdammt, der bricht mir den Arm!«

Danach wurde es still. Nur das Keuchen der beiden Männer war zu vernehmen.

»Ist es Ihnen wirklich egal, was mit Ihrem Bruder geschieht?« erkundigte sich Suko.

»Wo steckt unser Vater?«

»Das sage ich Ihnen, wenn Sie die Kerzen angezündet haben. Beeilen Sie sich.«

»Mach schon!« stöhnte auch der Mann, der sich unter Sukos hartem Griff wand.

Da blieb Gerry keine andere Wahl. Suko vernahm seine Schritte. Sie näherten sich ihm und verstummten dann. Kleidung raschelte. Alles dauerte Suko zu lange, die Zeit rann ihm unter den Fingernägeln weg. Er wollte endlich sehen, was mit Shao geschehen war. Als das Zündholz über eine Reibfläche rieb, zuckte der Mann in Sukos Griff zusammen. Dann flackerte das Zündholz, fand schnell neue Nahrung, die Hand wurde bewegt, und einen Atemzug später glitt die Flamme über den Docht, wo sie ruhig brannte und eine helle Insel inmitten der Dunkelheit schuf. Es war die erste, und sie befand sich am Fußende der Liege, wo auch Shao lag.

Suko konnte die Füße seiner Freundin erkennen, und er sah auch, daß sich Shao nicht bewegte. Noch immer lag sie in dieser totenähnlichen Starre.

Das nächste Zündholz flackerte auf. Jetzt sah Suko bereits Shaos Unterkörper, und ein wenig später brannten alle vier Kerzen. Die Flammen rahmten die Liegende ein, sie erreichten auch ihr geisterhaft bleiches Gesicht und Übergossen es mit rötlichem Schein, so daß Suko das Gefühl bekam, Shao würde noch leben, weil die sich bewegendenden Schatten dem Gesicht eine bizarre Mimik gaben.

War sie tot?

Gerry drehte sich um. Sein Gesicht war verzerrt. In seinen Augen leuchtete die Wut. Die schwarzen Haare klebten auf seiner Stirn, der Mund war verzogen. Er trug einen engen Jeansanzug, darunter ein bleiches Polohemd, und aus dem breiten Gürtel schaute der Schaft eines Messers.

»Wirf die Waffe weg!« verlangte Suko.

Gerry zögerte. Seine Augen verengten sich noch mehr. Dann schüttelte er den Kopf.

»Willst du, daß ich deinem Bruder den Arm breche?«

»Verdammt, Gerry, der macht es!« kreischte der Kerl. »Der macht das wahr. Tu, was er gesagt hat!«

Gerry nickte. Sein rechter Arm sank nach unten, die Hand blieb für einen Moment auf dem Griff liegen, dann zog er das Messer hervor, in seinen Augen blitzte es, und in diesem Moment wußte Suko, daß er einen Fehler begangen hatte.

Gedankenschnell fuhr Gerry herum, die Klinge tauchte für eine winzige Zeitspanne durch Flammenschein, und im nächsten Augenblick befand sie sich dicht vor Shaos Kehle...

Es wurde die allerhöchste Zeit!

Die Decke und die Wände schienen bereits aus Lava zu sein, und mir kam es wie ein kleines Wunder vor, daß sie noch nicht zusammengebrochen waren. Wer sich dafür verantwortlich zeigte, war mir im Augenblick egal, ich wollte nur so rasch wie möglich hinaus. In einer direkten Linie konnte ich nicht nach vorn laufen. Permanent fielen die dicken Tropfen von der Decke, bewegten sich zusätzlich auch die Wände und sonderten ebenfalls die gefährlich heißen Stücke ab. Ich mußte meinen Blick nach oben richten. Nur so konnte es mir gelingen, rasch genug auszuweichen, falls sich einer dieser Tropfen löste und mich als Ziel aussuchte.

Myxin und Kara waren vorgelaufen. Ich sah, wie sie sich ebenfalls

im Zickzack bewegten, und dann blieb mir fast vor Schreck das Herz stehen, denn Kara konnte einem der Tropfen nicht mehr ausweichen. Er hätte mit beinahe tödlicher Präzision sein Ziel auf ihrem Kopf gefunden. Da sah ich, wie schnell sie reagieren konnte. Meine Warnung brauchte ich nicht mehr auszustoßen. Kara hatte die rechte Hand mit dem Schwert hochgerissen, hielt die Klinge waagrecht, und sie befand sich genau in dem Weg, auf den der heiße Gesteinstropfen fiel.

Er traf nicht die Schöne aus dem Totenreich, sondern die Klinge. Der dabei entstehende zischende Laut erfüllte die gesamte Höhle. Dampf wölkte von der Klinge hoch, und ich sah, wie das heiße Gestein spröde wurde und zu Boden fiel.

Dies wiederum war für mich ein Beweis, daß das Zusammenschmelzen der Decke und der Wände keine natürliche Ursache besaß, sondern eine magische, die mit Magie bekämpft werden mußte, wie Kara es gezeigt und bewiesen hatte.

Dann mußte ich mich schmal machen, denn ich lief Gefahr, daß auch mich ein Tropfen traf. Durch den raschen Sprung gelang es mir, einen kleinen Vorsprung zu erringen, so daß ich dem Eingang immer näher kam.

Myxin winkte hastig, während Kara die Spitze übernommen hatte. Und Sua Ku?

Verdammt, ich war doch an ihm vorbeigelaufen. Alle hatten wir ihn passiert. Keiner dachte mehr an ihn, aber mir fiel er ein, und ich drehte mich um.

Da sah ich ihn.

Er hatte keine Chance mehr. Die Rache des Bergs, in dem er so lange eingeschlossen gewesen war, traf ihn voll. Nicht nur ein Tropfen fiel von der Decke, nein, das war schon eine gewaltige Ladung, die sich dort löste und Sua Ku keine Chance ließ, auch nur um einen Yard auszuweichen. In einer nutzlosen Geste riß er die

Arme hoch, als wollte er die gewaltige Masse noch auffangen. Er berührte sie auch, stoppen konnte er das Unheil nicht.

Es war stärker.

Wir alle vernahmen seinen Schrei. Die weiche heiße Masse stülpte sich über Sua Ku wie eine glühende Haube. Es sah so aus, als würden die Arme eintauchen.

Der Schrei raubte mir fast den Atem. Dann verstummte er, und ich sah nur noch ein glühendes Wesen mit menschenähnlichen Formen, die allmählich zusammensackten, wobei sie zu einer roten Lache wurden, die sich auf dem Boden ausbreiteten.

Kua Su würde die Früchte seiner Erweckung nicht mehr zu sehen bekommen. Die andere Seite war stärker gewesen. Er war vernichtet und mit ihm auch die goldenen Wurfsterne, die ich so gern gehabt hätte. Der gesamte Vorgang hatte kaum zwei Sekunden gedauert, in meiner Lage allerdings eine gefährliche Zeitspanne, denn fast hätte es auch mich erwischt.

Myxin verdankte ich meine Rettung. Er war plötzlich neben mir, seine Kraft schleuderte mich zur Seite, so daß mich der von der Decke fallende glühende Brocken verfehlte und auf dem Boden zerplatzte. Ich taumelte nach vorn, und auch Myxins Stimme trieb mich vorwärts, während Kara schon den Ausgang erreicht hatte und wir mit ansehen mußten, wie er von beiden Seiten zuwuchs.

Meine Augen wurden groß. Ohne daß ich es wollte, drang ein Schrei über meine Lippen. Ich spürte die Hitze nicht mehr, sondern rannte so rasch wie möglich los, um den Spalt noch zu erreichen. Dabei hielt sich Myxin an meiner Seite. Ich sah, wie aus seinen Fingern Blitze zuckten, die langen silbrigen Fäden glichen und in die zusammenrückenden Wände hineinstießen, ohne sie allerdings aufhalten zu können, denn die schwarzmagische Kraft war einfach zu groß.

Würden wir für alle Zeiten Gefangene bleiben?

Da spielte die Schöne aus dem Totenreich ihre Magie aus. Ohne sie wären wir verloren gewesen.

Ihr Schwert war eine besondere Waffe. Es konnte Brücken in fremde Dimensionen schlagen, und nun bewies Kara, daß es auch noch zu etwas anderem nützlich war.

Sie blieb dicht vor dem Eingang stehen, nahm ihr Schwert hoch, hielt es waagerecht und umfaßte es mit beiden Händen in der Mitte. Die Lücke war gerade noch groß genug.

Die beiden aufeinander zufahrenden Wände stießen gegen die Spitze und vor den Griff des Schwertes. Jetzt mußten sie eindringen und die Waffe zerdrücken oder überschwemmen.

Dies geschah nicht.

Aus großen Augen sahen wir mit an, wie die Klinge sich zu einem Lichtbogen verformte, dabei Magie abstrahlte und diese rechts und links in die Wände drang.

Sie stoppte die tödliche Falle.

Plötzlich standen die beiden Wandhälften still. Die glühende rote Farbe wurde schwächer, sie verschwand fast völlig, so daß der normale graubraune Ton durchschimmerte.

Das Loch blieb!

»Schnell!« schrie Kara. »Kommt schnell! Ich kann es nicht so lange offenhalten!« Und wir rannten!

Obwohl die Schöne aus dem Totenreich uns noch im Weg stand, schafften wir es, uns durch das Loch zu winden. Myxin und ich mußten dabei auf die Knie, und wir robbten an Kara vorbei, hinaus in eine andere Welt, wo ich mich keuchend überrollte und verzweifelt nach Luft schnappte. Teufel, das war knapp gewesen.

Im gleichen Augenblick brach die Magie des Schwertes zusammen. Der gleißende Lichtbogen wurde schwächer, verschwand völlig, und das Schwert war wieder zu sehen.

Ich packte Kara an der Schulter. Meine Finger wühlten sich in ihr

Fleisch, und ich riß sie, so rasch es eben nur möglich war, aus der Gefahrenzone.

Sie taumelte in meine Arme, preßte sich an mich, so daß ich über ihren Scheitel hinwegsehen konnte und sah, wie das Höhlenloch endgültig zusammenschmolz.

Der Eingang war zu, und er blieb auch verschlossen. Myxin stand neben mir. Die rötlichen Schatten des glühenden Gesteins hüllten uns ein. Wir hatten etwas Schreckliches erlebt und waren dem Tod wirklich im letzten Augenblick von der Schippe gesprungen. Diese Höhle hätte uns ein grauenvolles Ende bereitet, das stand fest. Kara zeigte sich erschöpft. Sie klammerte sich an mich. Das Aufrechterhalten dieser magischen Brücke war anstrengend gewesen. Einer jedoch hatte das Abenteuer mit dem Leben bezahlen müssen. Kua Su. Er war nun endgültig und für alle Zeiten eins mit dem Berg geworden. Ein Stück seelenloses Gestein.

Er tat uns leid. Aber wir durften nicht länger über sein Schicksal nachdenken, denn der Kampf war noch längst nicht entschieden. Unsere beiden Hauptgegner lebten nach wie vor.

Das waren der Höllenbote und der Horror-Reiter!

Wie hatte Sua Ku noch gesprochen? Der Himmel über den Bergen sollte in einem düsteren Rot erglühen.

So ähnlich waren seine Worte, und als wir uns umdrehten, da sahen wir es.

Ich habe schon berichtet, daß wir von unserem Standpunkt aus einen weiten Blick in die Schlucht besaßen. Weit hinten, an ihrem Ende, sahen wir den Himmel und erkannten, daß Sua Ku sich nicht getäuscht hatte. Der Himmel stand in Flammen!

So jedenfalls kam es uns vor, und das gewaltige Schauspiel, das sich hoch über und weit vor uns abspielte, zog auch mich in seinen Bann. Unwillkürlich ballte ich die Hände zu Fäusten, als ich den Farbkontrast sah.

In unserer Nähe die fast absolute Schwärze der Nacht. Und dahinter dieses gewaltige glühende Rot, das sich näher schob und wie mit riesigen Händen die Schwärze vertrieb.

»Sie kommen!« flüsterte Kara.

Ich warf ihr einen Blick zu. Die Schöne aus dem Totenreich hatte sich auf ihr Schwert gestützt. Neben ihr stand Myxin, ich bildete den Schluß der Reihe.

Ich glaube, wir drei kamen uns winzig vor in dieser majestätischen, beklemmenden und erdrückenden Bergwelt, in der sich ein uralter Fluch erfüllen sollte.

»Ich sehe sie nicht«, hauchte ich. Keiner der anderen gab mir eine Antwort.

Meine Gedanken eilten zurück in die Vergangenheit, als ich in Atlantis verschollen war und den Untergang des Kontinents mit angesehen hatte. Damals und dort war auch der Himmel in flammendes Rot getaucht, bevor alles zusammenbrach, und die Wellen des Meeres heranwuchsteten, die Menschen, Tiere, Häuser und den gesamten Kontinent wie ein gieriges, überdimensionales Maul verschlangen. Hier sah es ähnlich aus. Nur würde hier nicht der Schwarze Tod mit seinen auf Drachen reitenden Skeletten kommen, sondern andere Dämonen, die ebenfalls ungemein gefährlich waren.

»Da!« rief Myxin und streckte seinen Arm aus.

Wir hatten ihn nicht gesehen, doch er war es, und er stand auf der Spitze des Bergs.

Yuisan, der Höllenbote!

Ein unheimlicher Anblick bot sich unseren Augen. Yuisan sah ebenso aus wie auf dem Bild. Nur noch größer kam er mir vor. Er trug den schwarzen Mantel um seinen Körper geschlungen, und am Rücken endete dieser Mantel in zwei gewaltigen Flügeln, deren Spannweite kaum zu messen war. Vorgestreckt hatte er beide Arme.

Gemeinsam mit den Händen und den Schultern bildeten sie ein schmales Dreieck. Die Klauen hatte er übereinandergelegt, und er stützte sie auf dem Griff des Schwertes, dessen Spitze gegen den Fels stieß, auf dem er wie ein unheimlicher Wächter stand. Trotz der Entfernung konnten wir sein Gesicht sehen. Es leuchtete in einem kalten Gelb, wie auch die Arme, und die Hände dieses makabren Wesens.

Wir sprachen nicht, sondern schauten nur auf den düsteren Höllenboten, der wie auch wir zu einem gewaltigen Kampf angetreten war, um alles zu vernichten.

Scharf sog ich die Luft ein und öffnete gleichzeitig meine Augen noch weiter, denn innerhalb der über dem Himmel liegenden roten Wand sah ich eine Bewegung.

Dort kam jemand.

Ein zweites Monstrum.

»Das ist der Horror-Reiter!«

Myxin hatte die Worte gesprochen. Es gab keinen Zweifel, daß er damit recht hatte. Der Horror-Reiter jagte auf seinem pechschwarzen Pferd durch die Lüfte. In rasender Geschwindigkeit näherte er sich uns. Wir drei konnten ihn gut erkennen, weil er sich wie ein Scherenschnitt vor dem in Flammen stehenden Himmel abhob. Wie angewachsen saß er auf dem Rücken des Pferdes und bildete mit ihm eine Einheit. Die rechte Hand hatte er erhoben, und seine Klaue hielt dabei den Schaft der Lanze umklammert.

Aber das war es nicht, was mich schreckte. Ich hatte etwas anderes gesehen, etwas viel Schlimmeres, denn der unheimliche Reiter hatte sich eine Geisel genommen.

Wie ein Puppe hing sie in seinem linken Arm, den er um ihre Taille gedreht hatte. Ich hatte die Frau noch nie gesehen, zudem schien sie ohnmächtig zu sein, aber mit ihr besaß der Horror-Reiter einen Trumpf, mit dem wir nicht gerechnet hatten und der ihm einen

unschätzbaren Vorteil ermöglichte.

Ich atmete tief ein. Mein Brustkorb senkte sich, und mein Blick fraß sich förmlich an der Gestalt fest, denn auf der Brust erschien noch etwas. Ein Zeichen - ein Fanal!

Ja, es war das Zeichen. Ein blutrotes E sahen wir dort. Das AEBA-Zeichen. E wie Eurynome!

Nun wußte ich endgültig, daß ich einen Diener des Erzdämons vor mir hatte. Und ich dachte wieder an den gewaltigen Kampf im Kloster St. Patrick, wo Kara, Suko und ich gegen die vier gestanden hatten. Es war kein ganzer Sieg geworden, den Beweis dafür konnte ich mit eigenen Augen sehen.

Griff er an?

Nein, er ritt vorbei und auch über uns hinweg. Wir drehten uns, folgten ihm mit den Blicken und sahen, daß er in der Luft einen gewaltigen Bogen schlug, um sich zu dem einsam auf dem Berggipfel stehenden Yuisan zu gesellen, der für einen Moment seinen gelben Schädel drehte, als der Reiter neben ihm landete.

Kein Laut drang an unsere Ohren, als er landete. Der Vorgang geschah in einer nahezu gespenstischen Stille, und wir waren gespannt, was diese Unheimlichen noch vorhatten. Daß sie uns vernichten wollten, lag auf der Hand. Die Frage war nur, wie sie dies anstellten. Mit ihren Tricks waren wir nicht vertraut. Wir wußten nur, daß sie welche in der Hinterhand hielten.

Mir war ein Gedanke gekommen, den ich sofort aussprach. »Wir sollten uns trennen«, sagte ich zu meinen beiden Kampfgefährten. »Wenn wir zusammenstehen, kann er uns erwischen.«

Myxin nickte. Auch Kara war dafür, sie allerdings meinte: »Wir müssen erst einmal sehen, was er überhaupt vorhat und wie Yuisan reagiert, dann können wir uns entscheiden. Dämonen wollen ihren Triumph immer auskosten, bei ihnen wird es nicht anders sein.«

Da hatte sie recht. Schon bald vernahmen wir eine dumpfe Stimme,

die uns wie ein Donner durch das Tal entgegenhallte. Der Horror-Reiter sprach, und in seiner Stimme schwang deutlich die satanische Freude mit, die er empfand.

»Es ist so gekommen, wie ich es haben wollte. Meine Rache hat sich erfüllt, der Plan ist aufgegangen. Ich habe die zusammen, die aktiv gegen mich gekämpft haben. erinnert ihr euch noch? In dem alten Bergkloster wolltet ihr mich vernichten. Drei meiner Brüder habt ihr geschafft, aber ich bin entkommen und habe lange warten müssen, um meine Rache zu vollenden. Jetzt ist es soweit. Ich habe euch dorthin gelockt, wo ich vor langer, langer Zeit mit den vier Erzdämonen meine Heimat gefunden habe. Hier in den Bergen werdet ihr eure Gräber finden. Yuisan, der Herr über dieses Gebiet, der Herrscher der Steine und der Bote der Hölle, wird euch Menschen zu dem machen, was er einmal war. Zu Stein. Ihr werdet eingehen in den Berg und nie mehr wieder hervorkommen. Staub zu Staub, so heißt es. So wird es bei mir heißen. Und dann habe ich noch jemand, diese Frau hier.« Er hob seinen linken Arm an und schwenkte die Frau wie eine Puppe. »Sie hat Yuisan gezeichnet und damit erst die Voraussetzungen für mich geschaffen. Das Bild wurde zu einer Dimensionsbrücke, die auch mich hinüber in dieses Land getragen hat. Alle Voraussetzungen sind erfüllt, die Frau hat uns vorzüglich gedient, jetzt brauchen wir sie nicht mehr.«

Er lachte ein letztes Mal auf, riß sein Pferd herum und galoppierte davon. Zurück blieb Yuisan.

Und er bewegte sich. Langsam löste er eine Hand von der anderen. Es war die linke, die er auf die rechte gestützt hatte. Dann hob er das Schwert.

Eine gewaltige Waffe, die auffunkelte und in seiner Hand zu wachsen schien.

»Meine Güte, wird die groß!« flüsterte ich.

Im nächsten Augenblick raste sein rechter Arm nach unten. Wir

sahen einen huschenden gelben Blitz, der die Erde berührte, und einen Herzschlag später hatten wir das Gefühl, die Hölle würde ihre Pforten öffnen...

Es gefiel Suko überhaupt nicht, daß ihm das Gesetz des Handelns aus den Fingern gerissen worden war. Entsetzt mußte er mit ansehen, wie sich die kalte Klinge gegen Shaos Hals legte und die Hand des Mannes zitterte, so daß das Messer leicht in die Haut einschnitt und zwei große Blutstropfen über das Metall liefen. Shaos Blut!

Suko vereiste innerlich. Noch hielt er den anderen in seinem Griff, aber er vernahm bereits das höhnische Lachen, und über seinem Rücken rann ein Schauer der Angst.

Gerry, der Shao in seiner Gewalt hatte, atmete keuchend. »Laß ihn los, du Schwein! Laß ihn nur los, oder ich schneide deiner Süßen die Kehle von einem Ohr zum anderen durch.« Er redete wie im Fieber oder wie in einem Wahn. Suko beobachtete es mit großer Sorge. Er war sich auch darüber im klaren, daß er es nicht mit einem Bluffer zu tun hatte. Dieser Mann war zwar kein Profi, gerade deshalb war er so gefährlich. Seine Reaktionen konnte man nicht vorausberechnen.

»Laß ihn!« kreischte er.

Suko starrte auf das Blut, und er dachte an Shao. Er sah auch die breite Klinge, auf der er das Kerzenlicht in blitzenden Reflexen wiederfand. Nein, die Chancen lagen bei den anderen.

Suko stieß seinen Gefangenen von sich. Der hatte in einer gekrümmten Haltung gestanden, konnte sich durch diesen plötzlichen Stoß nicht mehr fangen, seine Beine knickten weg, er selbst fiel zu Boden und stöhnte.

»Mein Arm, verflucht, mein Arm. Schneid ihr doch die Kehle durch, Gerry, los!«

Gerrys Schultern strafften sich. Es sah so aus, als würde er der Aufforderung nachkommen. Suko blieb fast das Herz stehen, und er

schrie: »Nein, halt!«

Der Mann schaute ihn an. Er hatte nicht geschnitten. »Was ist, du verdammter Bastard!«

»Denkt ihr nicht an euren Vater?«

»Ja, wo ist er?«

Suko mußte die Unterhaltung im Gang halten, obwohl er sich vor der Antwort fürchtete, doch herumdrücken konnte er sich nicht. Er wollte den beiden Männern eine klare Antwort geben, und die bekamen sie auch.

»Euer Vater lebt nicht mehr. Li Tai Jan ist tot. Ich habe ihn sterben sehen!«

»Neiiiin!« heulte Gerrys Bruder und sprang auf die Füße. Es sah so aus, als wollte er sich auf Suko stürzen, doch Gerrys scharfe Stimme hielt ihn zurück.

»Bleib, wo du bist, du Narr!«

»Aber er ist ein Mörder. Er, nur er hat unseren Vater gekillt. Es gibt keine andere Möglichkeit!«

Der Inspektor wußte, daß er jetzt die Nerven behalten mußte. Er schüttelte den Kopf und sagte ruhig: »Nein, ich habe ihn nicht getötet, das schwöre ich.«

»Du Lump schwörst alles!« zischte der Chineser, dessen Namen Suko nicht einmal kannte. »Ich würde es auch nicht anders machen, ich...«

Suko wußte nicht, ob die beiden etwas mit dem Horror-Reiter anfangen konnten, deshalb sagte er: »Yuisan hat ihn getötet. Es ist die Wahrheit, ihr könnt mir glauben!«

Die Brüder tauschten einen schnellen Blick. »Glaubst du das, Gerry?«

»Kaum.«

»Dann überlegt mal«, rief Suko. »Überlegt genau. Welchen Grund sollte ich gehabt haben, euren Vater zu töten? Ich mußte mit ihm

zurück, denn er hatte die Geisel, und nur er weiß, wie man sie aus dem lethargischen Zustand reißen kann.«

Die Brüder schauten sich an. Dabei schwiegen sie. Anscheinend hatten Sukos Worte sie nachdenklich gemacht.

»Und wo ist die Frau, die gezeichnet hat?« fragte Gerry.

»Yuisan hat sie mitgenommen.« Suko blieb dabei, daß er den Horror-Reiter nicht erwähnte.

»Ein bißchen viel an Zeugen, die verschwunden sind«, meinte Gerry und verzog das Gesicht.

»Der lügt doch«, sagte sein Bruder.

»Halt du dich raus, Chang!«

Jetzt wußte Suko auch, wie der andere hieß, der sich seinen schmerzenden Arm hielt. Er hätte es noch härter haben können, Suko war ziemlich human mit ihm umgegangen, trotzdem verfolgte der Kerl den Inspektor mit glühendem Haß.

»Laßt sie frei. Sie hat nichts mit der Sache zu tun«, sagte Suko. »Ich kann euch beweisen, wie euer Vater umgekommen ist. Seine Leiche liegt noch im Ausstellungsraum.«

Da grinste Gerry. »Warum sollen wir sie freilassen? Du hast selbst gesagt, daß nur unser Vater das Gegenmittel kennt. Da er tot ist, kann sie ruhig sterben. Das ist ausgleichende Gerechtigkeit, wie ich finde.«

»Dann kill sie doch!« schrie Chang.

Suko sah, daß seine Felle wieder davonschwammen. Er hatte mit der Einsichtigkeit der beiden Brüder gerechnet, doch sie zeigten sich stur und wollten nicht mit ihm zusammenarbeiten.

Sukos Blick traf das Gesicht seiner geliebten Shao. Trotz des Kerzenscheins sah er die Blässe. Wie eine Tote lag sie da. Das rabenschwarze Haar umrahmte den Kopf, der Mund war ein wenig geöffnet, und durch den Lippenspalt drang schwach der Atem, aber so schwach, daß man ihn kaum wahrnehmen konnte.

Das aus der kleinen Schnittwunde rinnende Blut hatte einen roten Halbkreis auf das weiße Fleisch des Halses gezeichnet. Der Rest versickerte in dem Laken.

»Überlegt es euch. Ihr habt nichts davon, wenn ihr sie umbringt«, versuchte es Suko. »Ich möchte nur, daß ihr mir das Gegenmittel gebt. Dann sehen wir weiter.«

Chang kicherte laut. »Hast du nicht selbst gesagt, daß nur mein Vater die Zusammensetzung kennt?«

»Das stimmt. Aber er muß es schließlich irgendwo aufbewahrt haben«, hielt ihm Suko entgegen.

Wieder drang ein komisches Glucksen aus Changs Mund. »Unser Landsmann ist gar nicht so schlecht, nicht, Gerry?«

»Ja, stimmt. Er hat sogar recht. Wir wissen, wo das Gegenmittel ist, du Schlauer.«

»Gebt es mir bitte.«

»Nein.« Chang schüttelte den Kopf. »Du bekommst es nicht. Lai Ti Jan ist tot. Warum soll deine Freundin leben? Wir haben an unserem Vater so gehangen wie du an ihr. Deshalb brauchen wir keine Schau zu machen, sondern einen einfachen Stich mit dem Messer, und alles ist vorbei.«

»Bitte«, flüsterte Suko, dem allmählich der Schweiß ausbrach. »Gebt mir ein Gegenmittel. Ich bitte euch...«

»Oh, er bittet uns, wie nett!« Gerry lachte wie auch sein Bruder. Beide schauten sich an, warfen die Köpfe hoch und schoben sich gegenseitig die Bälle zu. Sie genossen Sukos Angst. Es waren Sadisten, ihnen machte es Spaß, einen anderen leiden zu sehen. Und sie fühlten sich wie die Herren. Suko behielt Gerry im Auge. Er war die wichtige Figur in diesem Spiel, und er hatte sich von seinem Bruder anstecken lassen. Das Messer lag nicht mehr so dicht an Shaos Kehle. Es gab schon einen größeren Zwischenraum, so daß Gerry seine Geisel fast vergessen hatte.

Suko sah seine Chance. Wenn sie tatsächlich vergaßen, aus welchem Grunde sie sich hier unten befanden, dann...

Kein langes Überlegen mehr. Der Inspektor wuchtete sich nach vorn. Und er war verdammt schnell. Wie ein Schatten huschte er heran. In diesen Momenten war ihm alles egal.

Jetzt oder nie!

Gerry war mit seinem Bruder beschäftigt. Er schaute mehr auf ihn als auf seine Geisel. Das gereichte Suko zum Vorteil.

Wie ein Blitz war er und schnell wie selten in seinem Leben. Gerry hatte nicht damit gerechnet. Er ahnte nicht, daß sich jemand zu so einer Verzweiflungstat entschließen würde. Als er es merkte, daß er seinen Vorsatz nicht durchführte, blieb das Messer in der Stellung, er zog es nicht nach unten, und über die liegende Shao hinweg prallte Suko gegen ihn, wobei er ihn zu Boden riß.

Gerry schlug hart auf. Suko hörte ein dumpfes Geräusch, als der Kopf des anderen die Planken traf. Er vernahm auch Changs Schreien und wußte, daß er ungemein schnell sein mußte.

Wie einen Speer stieß Suko den Arm nach unten. Die Karatefaust traf den am Boden liegenden Gerry so, daß er nicht mehr dazu kam, sich zu wehren.

Er wurde schlaff.

Sofort wirbelte Suko herum. Schläge wie den letzten wandte er nur selten an, aber hier ging es um alles oder nichts, und er hatte seinen Gegner regelrecht paralysiert.

Noch in der Hocke sitzend, erwartete er Chang. Der heulte auf. Da kam er.

Auch er hatte sich abgestoßen. Wie ein düsterer Schatten flog er heran. Die Kerzen begannen heftig zu flackern. Wie durch ein Wunder hatte Suko keine von ihnen umgestoßen, und er sah seinen zweiten Gegner in der Haltung des Karatekämpfers.

Chang hatte seine Niederlage vergessen, er wollte alles

wettmachen, und seine gekrümmten Hände wirkten wie Fallbeile, als sie auf den Inspektor zielten.

Suko ging in den Mann. Er selbst schlug nicht zurück. Ein bewußtloser Chang nutzte ihm nichts. Deshalb krümmte er sich und nahm die Treffer, die auf seinem Rücken explodierten und Schmerzwellen durch seinen Körper schleuderten.

Dann rammte er mit seinem Kopf Changs Brust. Es war ein wuchtiger Stoß, den der Mann auch nicht ausgleichen konnte. Da Suko sich noch an seinen Schultern festklammerte, wurden beide quer durch den Raum geschleudert, und Chang war der erste, der mit dem Rücken gegen die Innenseite der Bordwand krachte.

Er schüttelte sich. Im Restlicht der Kerzen sah Suko sein bleiches, verzerrtes Gesicht mit den weit aufgerissenen Augen. Sofort griff er nach, wollte Chang keine Ruhe gönnen, und sein Arm umschlang den Mann, als Suko plötzlich zusammenzuckte, denn die Finger hatten auf Changs Rücken etwas Feuchtes gespürt.

Im gleichen Augenblick wurde der Mann schlaff und sackte im Griff des Inspektors zusammen.

Da sah Suko den Nagel, der etwa in der Länge einer Männerhand mit der Spitze aus der Wand ragte. In ihn war Chang gefallen.

»Nein!« flüsterte Suko. »Verdammt, nein...« Er ließ Chang langsam zu Boden gleiten und betete, daß er ihm nicht unter den Händen wegstarb. Dann war alles verloren.

»Chang«, keuchte er. »Verdammt, Chang, kannst du mich hören. Hörst du mich?«

Der junge Mann schaute Suko ins Gesicht. Er wollte seinen Mund öffnen, doch es bereitete ihm zuviel Mühe. Mit Erschrecken stellte Suko fest, daß sich Chang dicht an der Schwelle des Todes befand. Er sollte nicht sterben, mußte noch leben, Suko wollte von ihm erfahren, wo sich das Gegenmittel befand.

»Wo ist es, Chang? Rede. Wo habt ihr das Mittel, das euer Vater

vorgesehen hatte...?«

»Gerry!« keuchte Chang, wobei schon Blut auf seinen Lippen erschien.

»Gerry... er...« Im gleichen Augenblick entspannte sich sein Gesicht. Unsichtbare Hände schienen die Falten glattzustreichen, und das flackernde Licht der Kerzen gab ihm einen erhabenen Ausdruck. Dann war er tot...

Von ihm konnte Suko keine Auskünfte mehr bekommen. Aber was hatte er in den letzten Sekunden seines Lebens auf Sukos Frage geantwortet? Den Namen seines Bruders hatte er gesagt, mehr nicht... Suko erhob sich. Sein Gesicht war eine Maske. Hinter der Stirn tobten die Gedanken. Er sah Gerry am Boden liegen. Das Messer war ihm aus der Hand gerutscht. Es lag neben seinen Fingern, versehen mit einer schmalen Blutschliere.

Suko bückte sich. Er wollte auch die letzte Chance ausnutzen. Vielleicht hatte Chang den Namen seines Bruders erwähnt, weil er unter Umständen das Gegenmittel besaß.

Es war nur eine schwache Hoffnung, aber besser als gar keine. Mit fliegenden Fingern begann Suko, den Bewußtlosen zu untersuchen. In alle Taschen faßte er, fand ein schmutziges Tuch, kleine Pornobilder, etwas Geld, einen Buddha aus Elfenbein und ein winziges Fläschchen aus hellem Plastik. Es hatte sich in seiner Innentasche befunden und war ganz in die Ecke gerutscht. Suko atmete auf. Noch wußte er allerdings nicht, ob dieses Fläschchen tatsächlich das enthielt, was für Shao lebenswichtig war. Lange herumraten konnte er auch nicht, er mußte es riskieren. Die Flasche besaß einen Schraubverschluß. Als Suko ihn nach links drehte, da merkte er, wie sehr seine Hände zitterten. Soweit er erkennen konnte, war die Flüssigkeit wasserhell, die sich im Innern der kleinen Flasche befand.

Selten in seinem Leben hatte sich Suko so zusammengerissen wie

im Moment.

Er beugte sich über seine geliebte Shao, sah ihr bleiches Gesicht, den halb offenen Mund und fühlte nach, ob sie überhaupt noch am Leben war.

Doch, das Herz schlug, und Suko atmete schwer, aber beruhigt auf. Vorsichtig kippte er die kleine Flasche, so daß die wasserhelle Flüssigkeit, die ihn an Sirup erinnerte, in Bewegung geriet. Die ersten Tropfen näherten sich dem Ausguß, fielen nach unten und berührten Shaos Lippen.

Schlucken konnte Shao nicht, dazu lag sie in einer zu großen Lethargie. Suko goß weiter nach. Dann wartete er ab.

Die Zeit war für ihn stehengeblieben, und gleichzeitig dehnte sie sich. Er wollte wissen, ob es etwas genützt hatte, ob alles nur Bluff gewesen war und Shao letzten Endes doch die lange Reise ohne Wiederkehr antrat. Sie rührte sich nicht.

Suko kniete vor der Bahre. Das Kerzenlicht schuf eine gespenstische Atmosphäre, seine Hände öffneten und schlossen sich, er flüsterte immer wieder Shaos Namen, zitterte und bebte.

Hatte er Erfolg?

Da schlug Shao die Augen auf.

Nicht ruckartig, sondern zitternd und zögernd. Ihr Blick war noch trübe, sie erkannte nichts, ein Schleier schien über ihren Augen zu liegen, und sie hörte auch nicht, als Suko ihren Namen aussprach. Es war ein Stöhnlaut, ein halber Schrei, doch in ihm vereinigte sich alles, was der Chinese fühlte. Hoffnung, Erleichterung, und seine Arme fanden von allein den Weg nach oben, wobei Suko mit den Händen Shaos Gesicht berührte. Sacht strichen seine Fingerkuppen über die kalte Haut, und Shao zuckte zusammen, als sie die Berührung merkte, sagte jedoch nichts.

Suko wollte nicht, daß sie noch länger im Bauch dieses alten Schiffes liegenblieb. Er hob sie hoch, schaffte sie zwischen den

Kerzen hindurch und ging mit ihr zur Luke, die nach wie vor offenstand. Langsam stieg er die Leiter hoch.

Wie betäubt war der Inspektor, gleichzeitig auch freudig erregt, daß er es geschafft hatte.

Suko verließ das Schiff, und er merkte kaum, daß seine Füße dumpfe Echos auf den Planken hinterließen, so sehr konzentrierte er sich auf die von ihm getragene Shao.

Als sie zusammenzuckte, blieb auch Suko stehen. Ihre Blicke trafen sich. Erkennen spiegelte sich in Shaos Augen. Und dann hauchte sie seinen Namen.

»Suko...«

Da wußte der Inspektor, daß er gewonnen hatte!

Das Schwert berührte den Boden!

Wir wußten, daß es mit magischer Kraft angefüllt war, aber daß diese Kraft so stark sein würde, überraschte uns sehr. Ein gewaltiges Krachen erfüllte den Talkessel, das Donnern des Echos rollte uns entgegen, und im nächsten Augenblick begann die Erde zu zittern. Yuisan spielte mit den Kräften der Natur. Sein Schwert hatte den Boden nicht nur berührt, sondern auch den Felsen gespalten. Ein Knirschen, Donnern und Reißen hüllte uns ein. Gewaltige Staubwolken quollen in die Höhe, stiegen dem nächtlichen Himmel zu und verdeckten die Felsbrocken, die ebenfalls abgesprungen waren. Wir mußten in Deckung.

Was die anderen machten, konnte ich nicht sehen. Ich kam mir ungeheuer klein und winzig vor, rannte um mein Leben, strauchelte, stolperte, fing mich wieder und jagte weiter auf die gewaltigen Felswände zu, die zum Glück noch standen.

Aus Stein war Yuisan erschaffen worden, mit den Steinen wollte der Höllenbote unser Schicksal besiegeln.

Ich konnte nichts sehen, wußte auch nicht, was die anderen machten

und hoffte nur, daß ich diesen Angriff heil überstand. Schatten erschienen vor mir. Wie auch ich wurden sie von den gewaltigen Staubwolken umtanzt. Ich prallte dagegen, spürte die Härte und stellte fest, daß es sich um Felsen handelte.

Dann warf ich mich zwischen sie, blieb keuchend liegen und hoffte, daß ich nicht getroffen wurde, denn um mich herum vernahm ich die Einschläge der zurückfliegenden Steine.

Das Krachen und Bersten erfüllte mein Trommelfell. Die Berge dieses fremden Landes schienen ihren fauchenden Atem auszuspeien, der mich, den Fremden, hinwegfegen wollte.

Auch das ging vorbei, und die nachfolgende Ruhe empfand ich als fast noch gefährlicher. Zumindest war sie sehr trügerisch. Vorsichtig stemmte ich mich hoch.

Viel erkennen konnte ich nicht, weil mir die gewaltigen Staubwolken die Sicht nahmen. Aber es war Wind aufgekommen, und der Staub trieb ab, weil der Wind ihn wie lange graugelbe Fahnen vor sich hertrieb. Ich hustete, da ich es einfach nicht unterdrücken konnte, und suchte auch meine Freunde.

Nichts zu sehen.

Kara und Myxin hatten ebenfalls Deckung gefunden. So hoffte ich jedenfalls. Die Sicht wurde besser.

Blutrot schimmerte der Himmel. Die Schwärze war von dieser Farbe vertrieben worden, und als ich nach vorn blickte, da sah ich innerhalb der letzten Staubreste eine Bewegung.

Jemand kam.

Es war der Höllenbote!

Er berührte den Boden nicht, sondern hatte seine Flügel ausgebreitet und schwebte über dem Grund. Zum erstenmal sah ich seine gewaltigen schwarzen Todesschwinge in voller Größe. Wie riesige dunkle Leichentücher kamen sie mir vor. Ich war ehrlich genug, um mir die Angst einzugestehen, die ich empfand.

Auch das Gelände hatte sich verändert. Das gelbe Schwert hatte einen Felsen gesprengt und auch eine Öffnung geschaffen, aus der glühendes Gestein sprühte.

Keine heiße Quelle, wie ich sie aus Island her kannte, sondern gefährliche, alles zerstörende Lava, die ihren Weg ins Freie suchte und hoch in die Luft geschleudert wurde, bevor sie, von der Erdanziehung erfaßt, wieder nach unten fiel und sich in das Tal wälzte, damit sie dort alles überschwemmte.

Ich wich zurück.

Plötzlich bekam ich Angst, wenn ich den Höllenboten so anschaute. Ein gewaltiges Monstrum, dessen Schädel hellgelb leuchtete und der in einer Hand das Schwert hielt, wobei die Spitze genau auf mich zeigte. Er wollte mich!

Noch eine Sekunde blieb ich stehen, dann warf ich mich auf dem Absatz herum und rannte weg. Verdammt, ich mußte irgendwo Deckung finden, wo ich nicht so sehr auf dem Präsentierteller stand, aber Yuisan gab nicht auf.

Sehen konnte ich ihn nicht, dafür hören. Seine Schwingen erzeugten ein Brausen, das immer lauter wurde, je mehr er sich mir näherte. Obwohl es mir schwerfiel, warf ich einen Blick zurück.

Er war schon da!

Die Schatten seiner Schwingen fielen über mich. Das drohende Anzeichen eines düsteren Todes. Die gefährliche Schwertklinge blitzte vor meinen Augen, ich war nicht mehr in der Lage, noch weiterzurennen, denn der Höllenbote hielt seine Klinge so, daß er mich noch im Flug aufspießen konnte.

Verzweifelt umklammerte ich mein Kreuz. Warum reagierte es denn nicht. Myxin hatte mir mal gesagt, daß man es aktivieren müsse. Bisher war es mir nicht gelungen, den Schlüssel zu finden. Ich taumelte zurück, stieß dann mit dem Rücken gegen eine Felswand, kam mir so klein und winzig vor und erwartete den tödlichen

Schwertstoß, der mich praktisch gegen die Felswand nageln würde. Da griff jemand ein, der schon auf den Höllenboten gelauert hatte. Eine schmale Gestalt mit langen schwarzen Haaren, doch mit Kräften versehen, die auch der Hölle trotzen konnten.

Kara kam aus ihrer Deckung.

Auch sie hatte ihre Waffe gezogen. Ich vernahm ihren wilden Kampfschrei. Sie sprach Yuisan an, der herumfuhr und mich vergessen hatte.

Mit beiden Händen hielt Kara ihr Schwert fest. Sie blickte ihm entgegen, und die goldene Klinge funkelte ebenso wie das Schwert des Höllenboten.

»Stell dich, Yuisan!« brüllte sie ihn an. »Wir wollen sehen, welche Waffe die stärkere ist...«

Der Höllenbote hatte die Worte vernommen. Plötzlich war ich Luft für ihn. Jetzt zählte nur noch Kara, und zwischen den beiden kam es zu einem gewaltigen Kampf...

Ich hätte ihm gern zugeschaut und wäre auch dageblieben, doch es gab noch einen Gegner, den es zu vernichten galt. Der Horror-Reiter!

Von ihm hatten wir nicht viel gesehen, auch ich hatte ihn aus den Augen verloren. Allerdings nicht Myxin, der kleine Magier. Ich sah ihn etwa auf halber Höhe des Kraters stehen, und er winkte mir zu, während nicht weit entfernt die goldenen Schwerter gegeneinanderklirrten. An Schwäche oder an Aufgabe durfte ich jetzt nicht denken. Ich rannte so schnell es ging auf Myxin zu, der sein Winken eingestellt hatte und in den Himmel deutete, wo ich den Horror-Reiter sah. Er schien aus dem Blut zu kommen, eine gefährliche, düstere Gestalt, die noch immer ihre Geisel umklammert hielt und in einer Hand die Lanze schwang.

Ich wußte nicht, was er vorhatte, aber ich wollte auf jeden Fall das Leben der Frau retten und mobilisierte meine Kräfte, um so schnell

wie möglich den kleinen Magier zu erreichen.

Der stand wie ein Denkmal und erwartet seinen Gegner. Auch Myxin hielt die Lanze fest, die einmal dem Herrn der roten Hölle gehört hatte. Eine starke Waffe, aber reichte sie aus, um auch den letzten Horror-Reiter zu vernichten. Zusammen mit dem Erzdämon Eurynome hatte er ein höllisches Spiel eingeleitet und es zum Teil gewonnen, ich aber wollte nicht, daß er der endgültige Sieger blieb.

Die Entfernung zu Myxin schrumpfte zusammen. Aber auch der Reiter näherte sich.

Und er war schneller als ich.

Myxin erwachte aus seiner Erstarrung, drehte sich und schaute den heranwirbelnden Reiter direkt an. Dabei hob er seinen rechten Arm, um die Lanze zu schleudern.

Auch der Horror-Reiter war bereit. Er verließ sich ebenfalls auf seine Waffe und wollte Myxin damit töten.

Wer würde gewinnen?

Wieder einmal konnte ich nur Statist sein, denn bevor ich die beiden erreichte, hatte sich alles entschieden.

Während ich rannte und mein Atem keuchend über die Lippen floß, bekam ich das Drama mit. Es waren Sekunden, die ich nie im Leben vergessen würde, wobei Myxin eigentlich die bessere Ausgangsposition besaß, denn der Horror-Reiter bot ein größeres Ziel als er. Aus den Nüstern und dem Maul des Pferdes drangen schwefelgelbe Wolken, vielleicht ein Zeichen, daß die Gestalt mit dem blutigroten E auf der Brust seine Waffe schleudern wollte.

Er warf sie.

Gleichzeitig auch Myxin. Wer würde treffen?

Der kleine Magier duckte sich, dadurch wurde das Ziel, das der Horror-Reiter anvisierte, noch geringer. Ich glaubte sogar, das Pfeifen zu hören, als die beiden Waffen sich ihre markanten Ziele suchten. Bei einem schlug die Lanze ein...

Kara kämpfte verzweifelt!

An Kräften war ihr der Höllenbote weit überlegen, doch sie verließ sich auf ihr Geschick und auf die Stärke ihres Schwertes mit der Goldenen und der Weißen Magie geweihten Klinge.

Yuisan berührte den Boden nicht. Nach wie vor schwebte er über ihm, weil er sich so eine bessere Angriffsposition erhoffte und seine Schläge von oben kamen.

Kara parierte.

Beide Schwerter klirrten gegeneinander. Lange Funkenbahnen sprühten über die Klingen, und die Wucht ließ Kara taumeln. Sie mußte drei Schritte zurück, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden, dabei sah sie sich einer erneuten Attacke ihres Gegners gegenüber.

Die gewaltige Klinge zerschnitt die Luft, so daß ein regelrechtes Fauchen zu hören war. Sie streifte sogar den Untergrund und riß einen aus dem Boden wachsenden Felsbuckel auf.

Yuisan lachte schrill.

Wieder schlug er zu.

Kara wehrte ab.

Das helle Geräusch, mit dem die Klingen aufeinanderprallten, wurde nach einer weiteren Attacke dumpfer, denn irgend etwas war mit den Schwertern los.

Das merkte zuerst Yuisan. Er zog sich zurück, weil er auf seine Waffe schauen mußte.

Sie war weicher geworden, während Karas Schwert einen silbrigen Schimmer besaß und noch härter zu werden schien. Es war die einzige Waffe, die von Delios, Karas Vater, in Auftrag gegeben und mit all dem Wissen über Weiße Magie versehen war, das die alten Atlanter damals besaßen. Dies war sehr viel, deshalb konnte das Schwert auch seine Kraft ausspielen und die Waffe des Höllenboten vernichten. Er war durch diese Tatsache aus dem

Rhythmus gebracht worden und achtete nicht mehr auf seine Gegnerin. Eiskalt nutzte Kara die Schwäche des Dämons aus.

Obwohl er in der Luft schwebte und sich über Kara befand, griff sie an und führte ihre Waffe in einem gewaltigen Halbbogen. Diesem Streich konnte Yuisan nicht ausweichen. Die Klinge traf zwar nicht seinen direkten Körper, dafür den rechten Flügel.

Sie spaltete ihn!

In diesem Augenblick wußte Kara, daß sie gewonnen hatte, denn sie hatte eine schwache Stelle des Gegners berührt. Ein Teil des Flügels fiel ab, damit jedoch war es nicht getan, der Verfall, dank der Weißen Magie eingeleitet, breitete sich blitzschnell aus und erfaßte auch den großen Rest der Flügel.

Aus Stein war der Höllenbote erschaffen worden, zu Stein wurde er wieder.

Die Farbe änderte sich. Aus dem Schwarz wurde ein düsteres Grau. Plötzlich konnte Yuisan den Flügel nicht mehr bewegen. Er war schwer geworden, und die Verwandlung erfaßte den gesamten Mantel. Da der linke Flügel mit ihm eine Einheit bildete, wurde auch er nicht verschont. Vor Karas Augen verwandelte sich der Höllenbote in Stein. Er fiel schwer zu Boden. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er aufrecht stehenbleiben, dann krängte er zur Seite und blieb liegen. Mit einem steinernen Flügel und einem zweiten, der nur noch zur Hälfte an seinem Mantel befestigt war.

Kara ging auf ihn zu.

Noch bewegte sich der Körper. Die Haut über dem knöchernen gelben Schädel spannte sich wie das Fell einer Trommel. Mit einer letzten Kraftanstrengung wuchtete der Höllenbote seine Arme hoch und damit auch das Schwert, doch Kara ließ ihn nicht mehr dazukommen, es noch einzusetzen. Leicht wich sie dem Schlag aus, und die Waffe klirrte gegen den Boden, wo sie keine Spuren mehr hinterließ.

Yuisan lag deckungslos vor Kara.

Die Schöne aus dem Totenreich genoß diesen Anblick etwa eine Sekunde lang. Dann hob sie ihre Waffe über den Kopf, öffnete den Mund, schrie »stirb endlich!« und wuchtete ihre Klinge nach unten. Vom Kopf bis zur Körpermitte wurde Yuisan getroffen, als Kara das Schwert über ihn zog und dann zurücksprang, weil sie sehen wollte, ob sie Erfolg gehabt hatte.

Ja, sie hatte es geschafft.

Wie die Schale einer Frucht platzte der Höllenbote auseinander. Der letzte Streich hatte ihn genau in der Mitte geteilt. Yuisan zerfiel in zwei Hälften.

Zuerst entstand nur ein schmaler Spalt, er wurde jedoch schnell größer, und Kara gelang es, in das Innere des dämonischen Wesens zu schauen.

Sie sah - Staub!

Aus Staub war er geschaffen worden, und zu Staub wurde er. Auch sein gelber Schädel sowie die Arme, die sich vor Karas Augen auflösten. Schon bald war er nicht mehr von dem eigentlichen Untergrund zu unterscheiden.

Kara hatte ihn besiegt!

Ein Schrei!

Urig, grauenhaft, markerschüttend. Andere Bezeichnungen fielen mir wirklich nicht ein.

Ein Schrei, wie ihn kein Mensch ausgestoßen hatte, wie ihn kein Mensch ausstoßen konnte.

Myxin war auch kein Mensch...

Aber aus seinem Mund war er nicht gedrungen, sondern aus dem Maul des Horror-Reiters. Ich sah alles wie in Großaufnahme, denn der kleine Magier hatte mit unvorstellbarer Wucht seinen Speer geschleudert und auch getroffen, während die Waffe des Horror-

Reiters an ihm vorbeigezischt war und irgendwo zwischen den Felsen lag. Auf allen vieren kletterte ich den Hang des Lavaberges hoch und bekam hautnah mit, wie der Horror-Reiter starb.

Noch saß er auf seinem Pferd. Steif wie eine Puppe. Genau dort, wo das E glühte, war der Speer in die Brust des Reiters gewuchtet und darin steckengeblieben. Weit schaute der Schaft hervor, und der Reiter hatte beide Arme erhoben, um mit seinen Händen den Stiel zu umklammern, als wollte er ihn wieder herausreißen.

Zum Glück hatte er so reagiert, denn seine Geisel mußte er loslassen. Sie lag neben dem Pferd auf dem Boden am Rand des Kraters und rührte sich nicht.

Endlich erreichte ich Myxin, wollte an ihm vorbei und versuchen, dem Horror-Reiter den Rest zu geben, doch der kleine Magier hielt mich fest.

»Warte, John Sinclair, er schafft es nicht«, sagte er ruhig, und ich sah das feine Lächeln auf seinem Gesicht.

Myxin hatte einen Sieg errungen. Für ihn freute es mich besonders. Noch hockte der Horror-Reiter auf dem Rücken seines schwarzen Pferdes. Dann begann er zu schwanken, ein Zeichen, daß ihn die Kraft verließ.

Gleichzeitig setzte sich das Pferd in Bewegung. Es wollte seinen Weg allein finden und weg vom Rand des Kraters.

Der Horror-Reiter fiel nach vorn. Der Lanzenschaft stach am Kopf des Pferdes vorbei und überragte ihn sogar. Gelöst hatte der Reiter seine Hände, und jetzt streckte er den rechten Arm aus, griff nach vorn, bekam einen Zügel zu packen und zog heftig daran.

Er tat genau das Falsche!

Das dämonische Tier war gewohnt, auf einen Zügeldruck zu reagieren. Und das tat es auch hier. Durch die Bewegung wurde es nach rechts gedrückt und lief auf den Rand des neu erschaffenen Kraters zu.

»Verdammt!« schrie ich und rannte.

Jetzt hielt es auch Myxin nicht mehr.

Beide kamen wir zu spät.

Plötzlich waren Pferd und Reiter verschwunden. Da ich einen Vorsprung gegenüber Myxin besaß, erreichte ich auch als erster den Rand des Kraters.

Ich schaute in die Tiefe.

Eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken. Weit unter mir schimmerte die glutrote Lava. Über ihrer Oberfläche sprühte und blitzte es. Blasen erschienen, zerplatzten, die Masse brodelte und kochte. Ein heißer, atemraubender Rauch wehte von der kochenden Lava her. Genau dahinein rutschte der Horror-Reiter mit seinem Tier. Er war in den letzten Sekunden nach vorn gefallen, lag über dem Hals des Pferdes und war nicht mehr in der Lage, sein dämonisches Tier noch herumzureißen oder zu stoppen.

Das Pferd und der Horror-Reiter verschwanden in der glühenden Lava. Stumm und gespenstisch geschah dies. Keinen Laut hörten wir und sahen zu, wie sich die dicke rote Flüssigkeit über beiden zusammenzog und damit das Grab schloß.

»Das war der letzte«, flüsterte ich rauh.

Myxin schaute mich an. »Ist er wirklich tot?«

Darauf gab ich keine Antwort. Aber nachschauen konnten wir nicht, deshalb wandte ich mich ab und hörte, wie Myxin sagte: »Es ist schade, daß ich die Waffe verloren habe.«

Da stimmte ich ihm zu. Dieser Preis hätte vielleicht nicht zu sein brauchen.

Als ich einen Blick am Hang des Kraters nach unten warf, sah ich Kara. Sie stand dort und winkte mit ihrem Schwert. Die Klinge strahlte im goldenen Glanz.

Das Zeichen des Sieges.

Ich winkte zurück und kümmerte mich um die Geisel, die zum

Glück alles überstanden hatte. Sie war nur bewußtlos. Gemeinsam mit uns würde sie zurückkehren in ihre Welt, und sich irgendwann von diesen schrecklichen Ereignissen erholen, die so viele Opfer gefordert hatten. Mich hielt auch nichts mehr in diesem Land. Mit Karas Hilfe würden wir den Zeitsprung in unsere Welt schaffen.

Wie schon so oft...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 006 »Die Rache der Horror-Reiter«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 105 »Die Bestie von Soho«

[3] Siehe John Sinclair Nr. 197 »Im Jenseits verurteilt«, John Sinclair Nr. 198 »Asmodinas Todeslabyrinth«

[4] Siehe John Sinclair Nr. 214 »Die Leichenkutsche von London«